

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938

28 (10.7.1938)

Der Führer

AM SONNTAG

Samstag, 10. Juli 1938

Folge 28 / Jahrgang 1938

Heu Mahd

Von Franz Joseph Götz

Gar oft, die Wochen her, war der Blick des Obermofers über die Bachwiese gegelitten. Es war seine beste, und doch war kein richtiges Wachstum gewesen am Anfang. Gar feins. Erst die verfrühte Wärme, dann die Umkehr des Winters mit Frost und Schnee. Es wollte und wollte nicht vorwärts gehn. Der warme Regen dann, ja, der war gut. Aber auch der wollte zuletzt zum Uebermaß werden. Frucht und Gras fingen an, sich zu legen, sahen zuletzt aus wie gestäubt. Soll die Saat am Ende denn verfaulen? Und zuletzt ist doch alles noch gut geworden! Die liebe Sonne kam, richtete auf, belebte, zeitigte. Wenn Regen und Sonne sich in die Hand arbeiten, dann haben die Matten Herrgottsstaub. Wie ein weicher, bunter Blumenteppeich liegen sie nun da. Schillernde Käfer schaukeln an den hohen Grashalmen, Mücken und Schmetterlinge tanzen über sie hin. Grillen zirpen, Heuschrecken tun ihre meterlangen Hüpfer und die Immen werden nicht müde, von Blume zu Blume zu schweben und mit dicken „Hätschen“ wieder heimzukehren. Es wird auch ein gutes Sonnjahr werden. Den am Rain aber legt das Mariete dem fröhlichen Jüngsten ein Margeritenkränzchen ins Haar. Wimmelnwiesen und Kinder — eins mag man ohne das andere nicht denken...

Und dann war es soweit. Am Abend nach dem Essen — es begann bereits zu dämmern — langte der Vater nach dem Hammer, stapfte langsam hinüber zum Milchbüchl am Brunnen und rüdt den Dangelstoch zurecht. Legte die Sense über den stählernen Grät und: „Kling — Kling — Kling“ hallen in gleichmäßigem Takt die hellen Schläge durchs Tal. Der nächste Hof nahm sie auf, gab sie weiter zur Höhe, zur Tiefe, und es war wie ein fröhlicher Vorspruch. Prüfend führen die Finger über die Schneide mit den vielen hauchdünnen Nischen: so war's recht! Und wie der Vater, taten die Söhne. Ueber seine „Säge“ ließ keiner den anderen kommen. Fein ausgerichtet hingen zuletzt vier schneidhungerige Sensen an deren Stange unterm schirmenden Walmdach.

Drei Uhr am Morgen. Der Tag hat sich noch nicht recht die Augen blinzeln gerieben, da klappern schon die schweren Nagelschuhe vom Hof. Wer „ins Mäje“ will, muß früh-aufsteher sein. Das Gras muß noch in der Taumasse stehen, dann gibt's ein Stück. Die Sensen blühen im Frühlicht an dem über die Achele gelegten „Worp“. Ihre Spitzen sind ferzengerade aufwärts zum Himmel gerichtet. Der Jüngste hat einen sorglich zugebedeckten Henkelkorb über die Stange gestreift. Er enthält das „Nüni-Vrot“. Man muß etwas zu sich nehmen, später, denn die Arbeit ist schwer. Wer's nie probiert hat, ahnt nicht, welche Kraft dazu gehört, das scharfe Eisen scheinbar so leichtfertig durch die fallenden Schwaden zu schwingen. Aber der Bauer schafft's spielend. Es ist eine Arbeit, die zufrieden und froh macht.

Jetzt ist man da. Alle unnütze Kleidung wird abgelegt und einer fängt an. Erst ein paar prüfende „Zieber“, dann in gleichmäßigem, weit ausschlagendem Schnitt. Das hohe Gras legt sich lautlos um. Alles geht wie ein Uhrwerk. Schräg hinter dem Vormann gestaffelt beginnt der zweite, der dritte, der vierte. Und jetzt geht ein fröhlicher Wettstreit an. Jeder will's dem andern zuvor tun, und jeder muß achtgeben, daß ihm der nächste nicht zu nah an die Weine kommt. So geht's von oben nach unten, von unten nach oben, hundenlang, bis in den Vormittag hinein. Dem „Kleinen“ beginnen die noch etwas dünnen Arme zu zittern. Er heißt die Bahne zusammen und läßt „um's Verrecken“ nichts merken! Aber wenn sich der Vater je und je einmal aufrichtet, um nach dem Weitein im wassergefüllten „Kumpf“ am Rücken zu greifen, ist er doch heidenmäßig hinüber, und ein aufgeschwelter „Schäg“ (Güßelhäber) trägt ein fröhliches Echo in die dunklen Tannen hinein. Bisweilen boppelt auch ein erschrockener Mämmelmann, ein Hase, den's beinahe erwischt hat, eilfertig davon.

Die Sonne ist höher gestiegen, die Schweitertropfen rinnen. Prüfend lugen die Mäher zurück. Sie haben sich daran gehalten, und das weiße ist geschafft. Die Weibsteute hintenach haben die „Schoren“ (Graschwaden) auch bereits „verworfen“, jetzt ist's Zeit, nach dem Korbe



Mathias Heft: Heumahd

Das Original, das der Künstler in Oeltempera ausführte, wird im Speisesaal des Neubaus im Landesbad in Baden-Baden seinen Platz finden. Aufnahme: Riegger.

zu schauen. Die Biere hängen ihre Sägesen über eine Astgabel des verkrüppelten Zweifelhagens und schreiten langsam dem Schatten des Erlendbüsches am Bach zu. Dort steht, in ein feuchtes Tuch geschlagen, der Korb. Schwarzbrot, Hühnerfleisch, vielleicht auch ein Mochen Speck werden herausgeholt. Der Vater, damit die Hitze von Sonne und Arbeit nicht „auf den Magen schlage“, nimmt bedächtig erst einen tüchtigen Schluck aus dem Christenwasserbüchel. Dann wird ausgiebig geverpelt. Man kennt nicht die Hag der Stadt, auch das Essen will seine Zeit. Und wie das schmeckt! Auch der tüchtige Moftrug ist nicht vergessen, und im Reibungsbereich unterbricht sein „Glud-Glud“ das Mahlen der Zähne.

Dann beginnt die Arbeit von neuem. Bis man, gegen Mittag, heimkehrt zum Hof, wo die Mutter inoffen Haus und Stall verlorst hat und nun die dampfende Schüssel in die Stube trägt. Sie ist riesengroß, die irdene Schüssel, und doch fast zu klein. Man braucht an diesem Tisch wirklich nicht „guten Appetit“ zu wünschen. Eine ganze Weile hört man nur noch das Klappern der blechernen Löffel. Nach dem Essen gönnt sich der Vater wohl ein halb Stündlein Schlaftrube auf dem Bänklein oben am Waldrand, bis es dann, diesmal mit Gab'l und Regen, wieder hinausgeht zum „Wenden“. Jetzt ist auch die Mutter dabei und wieder das Jungvolk. Sogar das Jüngste, das Nesthäkchen, trägt mit Stolz seine kleine, aus einem Baumast geschnittene Gabel. Es will auch mithelfen, so gut es die noch schwachen Armelein schaffen. So wachsen hier die Kinder spielend in die Arbeit hinein.

Aus dem Gras ist unterdessen bereits Heu geworden, das zu rascheln beginnt. Ein herrlicher Duft steigt aus ihm empor. Das Mariete muß niesen. „Dvichi-lypchi!“ — o, das ist gelund!

Am Abend wird „geschöckelt“ (Häuflein gemischt), daß die Nachtfrucht in den dünnen Reichtum nicht einzeln kann. Man setzt seinen Stolz daran, daß die „Schöckel“ (Häuflein) schön gleichmäßig und gerade ausgerichtet sind. Die Stoppelfläche dazwischen wird sauber ausgeräumt. So eine abendliche Schöckelriehe, wenn die Sonne schon tief im Westen steht, und die einzelnen Schwaden lange spitze Kegelschatten werfen, ist ein traumhaft schönes, märchenhaftes Bild.

Nun schleicht schon lautlos die Nacht zum Tal herein. Nur auf der höchsten Spitze des Hirschenbergs zittert noch ein letzter, goldener Strahl. Wieder geht's heim. Nach dem Füttern des Viehs und dem Nachtessen ist der erste Heuertag zu Ende.

Am Morgen — die Männer haben schon lange wieder eine andere Matte „unter der Kur“ — kommen die Wiberwölfer allein dran zum „Verprateln“ (Ausbreiten) der getrigen Schwaden. Die Kinder, die Heuserien haben, sind auch wieder dabei. Nocheinmal durchglüht die Sonne das rösch, rauschende Heu. Noch einmal wird es gewendet, bis am Nachmittag der raselnde Leiterwagen vorgefahren kann. Der Bläß und der Notsched wird eine Kostprobe vorgeworfen. Sie sollen auch teil haben an dem verdienten Segen. Er ist ihnen etwas Neues, und in genießerischem Mahlen hängen ihnen lange Speichelfäden aus den Mäulern.

Langsam türmt sich der Wagen höher und höher. Der Knecht, oder auch der Vater selbst darauf, nimmt die ihm auf langfristigen Gabeln zugebrachten Bündel mit weit-ausgebreiteten Armen auf und verlegt sie sorgfältig, damit der Wagen im Gleichgewicht bleibe. Zuletzt wird der „Wiesbaum“ darüber gelegt und, mit Wellholz und Seil als Druckpresse, fest angezogen. Ja, das Laden so eines mehrschichtigen Deuwagens ist eine Kunst, die verstanden sein will. Das Vergelände hat seine Tücken, und oft kann man sich an steilen Halden auf der Fahrt zum Weg nur dadurch helfen, daß man bergwärts lange Stangen zwischen die Wagenleitern schiebt und sich die ganze Gesellschaft als lebendes Gegengewicht darauf setzt, damit Wagen und Zugtiere nicht holderdipolter einen Furchelbaum schlagen.

Für die Kleinen aber ist die Heimfahrt das schönste von allem. Sie dürfen hoch droben auf dem schwanfenden und schaukelnden Ungetüm thronen, was ihnen manches Geräusch, manchen lustigen Zuschauer entlockt. Durch die Bergengefahr wird der Wagen direkt auf die Heubühne unterm weitausladenden Scheunendach gefahren. Das Abladen und Aufstufen ist eine staubige Sache, so daß der Vater später noch einmal mit dem Moftruglein in den Keller steigen muß.

Wie durch das ganze Leben des noch unverbildeten Landvolks, hauptsächlich im Schwarzwald, spinn sich auch durch die Heuerteite von altersher allerlei Brauchtum. Zeit, Wetter, Seilweise, Wetterglauben finden in „Weneregel“, Sprüchen, Gebrauchen ihren Ausdruck. Dabei fehlt es auch nicht an sonnig-derbem Humor.

Vorherabend weiß die Erfahrung:
„Abendtau im kühlen Mai — Bringt viel Frucht und auch viel Pein!“
Oder: „Reiche Reffeln — fettes Heu!“

Oder: „Wer auf Medardi (Medardustag: Beginn der Heuerteite) baut, kriegt Heu und Flachs und Kraut.“ —
Daß es bei der Heuerteite zupacken heißt, weiß der Bauer bildhaft zu künden:
„Wer im Heuert nit gabelt — un' in de' Arm' nit zapplet.“

Un' am Morge nit früeh ufstoh — kann im Winter luege, wie's ihm gobe!“
Will ein etwas schwächlich geratenes Wiberwölfer über Mähmal klagen, so hat der Bauer kurzen Trost:
„Morgerege, Wiberweh — ich am Nüni niene (nirgend) meh!“

Ins Gebiet des Zeitenaubers gehört der Glaube: Erstmals am Freitag Mähen, bringt dem Viehstand Käufe. Oder: Frühmahd im „leeren“ (Neu-)Mond läßt die Milch gerinnen.
Im naturnahen bäuerlichen Weltwissen spielt die Pflanzenwelt auch heute noch eine große Rolle. Da ist so manches Pflanzlein, das an Wärdern, in Wald und Wiese wächst. Der Städter findet in Rezepten seinen Namen auf lateinisch und den kann er nicht lesen. Der Bauer aber kennt es genau und die Kraft, die ihm innewohnt. Ganz natürlich, daß da auch das Heu nicht fehlt. Dämpfe von „Heublumen“ (Grasblumen) sind ein treffliches Mittel gegen Hals-, Zahn- und Ohrenweh.

Der uralte Brauch des Weiserbannens am Heuertage ist leider fast ganz abgekommen oder hat sich nur noch in einigen Gebrauchen bei der Getreidernte erhalten. Man steckte einen Büschel vor auf die Ladung des letzten Wagens oder band ein Heubündel an das Wiesbaumende. Darin dachte man sich das feindliche Geisteswesen eingefangen, das sonst dem Heu und Vieh Schaden brachte. Andeutungsweise, unbewußt des alten Brauchs und nur noch als Bier empfunden, steckt man heute noch vielerorts in die vier Ecken der Heuladung einen artigen Zweig.

Nun ist der letzte Heuertag vorbei und der nächste Hof liegt wieder totentill im weiten Licht des Mondes da. Von drüben herüber rauchen leide die schwarzen Tannen. Das Plätschern des Mährenbrunnens, das Klirren der Laufstangenfette, wenn der Vorn einmal seine Lüge verändert, erhöht noch das Gefühl der traumföhligen Ruhe. Säumer tracht in der Kammer das Bett unter dem hincintretenden Vater. Er hat mit der Laterne noch einen prüfenden Rundgang durch Scheuer und Stall gemacht. Nun streckt er sich befaßlich ans „Zant“ über den Bettgang hinüber bedämpft zur Mutter: „Gottlob, is den ich quet un' deheim. Jeb' kann der Winter kumm!“ „Gottlob!“, sagt auch diese und horcht auf die Atemzüge ihres schlafroten Kleinsten.

Dann drückt ihnen der schaffische Tag die Augen zu...

Der Hölzerlipps und seine Spießgesellen

Vom Räuberunwesen im Odenwald im 18. und 19. Jahrhundert — Von Frh Graf, Strümpfelbrunn i. D.

Der „Hölzerlipps“

Nicht immer war der Odenwald das Ziel wanderfreier oder erfolgungsjünger Menschen. Vor etwas mehr als einhundert Jahren den Bewohnern der Niederungen nur mehr als einlaimes, unweiliges, sowie zum Teil unwirtliches Gebirge bekannt, diente er nicht selten dem damaligen lichtscheuen Gesindel als willkommenen Unterschlupf und Versteck, von wo aus es seine vielen Raubzüge unternahm, um nach Beendigung eines jeden derselben meistens wieder zu ihm zurückzukehren. Und wenn die und da heute noch eine alte Odenwälder Großmutter das ihr zur Aussicht übergebene Entschlafene durch den mit geheimnisvoller Miene ausgeprochenen Namen „Hölzerlipps“ zu schreden und dadurch zum Gehörten zu bewegen sucht, so tut sie es, um dem Kind den damals als Räuberhauptmann gefürchteten Georg Philipp Rana, genannt „Hölzerlipps“, als den „schwarzen Mann“ hinzustellen.

Als Sohn herumsiehender, jedoch keiner Verbrechen bezichtigter Eltern wurde er in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Roth am Berg im Nassauischen geboren. Wie es bei derlei Lebensverhältnissen der Fall ist, wurde seine Erziehung in jeder Hinsicht vernachlässigt, was für seine spätere Lebensweise wohl mitbestimmend war. Er trieb sich lange mit seinem Vater herum, bis er sich endlich eine Familie gründete und diese durch den Verkauf von hölzernen Waren (daher der Name Hölzerlipps) unterhielt. Wegen Landstreicherei verhaftet, mußte er eine längere Gefängnisstrafe absitzen. Während dieser Zeit ließ sich seine Frau mit einem gewissen Heinrich Pfeiffer ein, der später als „Pfeifferschen“ ebenfalls zur Räuberbande gehörte und im Main ertrank. Als sich nun Hölzerlipps nach seiner Entlassung an dem Nebenbühler rächen wollte, verstand es seine Frau, die ganze Sache als Verleumdung hinzustellen, verbot ihre immer noch mißtrauischen Mann mit Schnaps, dem Viehinspektoren derselben, um jedoch am andern Morgen, ihre beiden Kinder dem verurteilten Manne hinterlassend, mit Pfeiffer auf und davon zu gehen.

Hölzerlipps war nun wirklich in der erbärmlichsten Lage, und einsig diese, so beschloß er, zu wagen ihn, sich dem Räuberleben zu widmen, weil er sich auf ebendiesem Wege mit seinen zwei Kindern nicht fortbringen konnte. Er lagte sich in der folgenden Zeit eine „Weißläuferin“ an, und als diese später mit seinen zwei Kindern nach Darmstadt in Arrest gekommen war, — den gleichen Weg machte auch seine wirkliche Frau, — verband er sich mit Katharina Weis, die zu einer überreichen Bande gehörte, bereit von der kaiserlich-französischen Besatzung zum Tode verurteilt war und deshalb auch später nach ihrer Errettung derselben zur Auslieferung angeboten wurde.

Daß Hölzerlipps trotz allem Mangel an Erziehung kein ungebildeter Kopf war, beweist die Tatsache, daß er bei vielen Raubzügen als anerkannter Anführer fungierte. Er war übrigens auch der stärkste, sowie auch der grausamste und böseste aller damals nach Heidelberg eingeleiterten Räuber. Seinem abenteuerlichen Leben wurde dort am 31. Juli 1811 durch das Fallbeil ein Ende gesetzt.

Sebastian Lutz, genannt Basti

Unter den im Jahre 1812 zu Heidelberg abgerichteten Räubern sei nach dem „Hölzerlipps“ der junge Sebastian Lutz, oder wie er von seinen Kumpanen genannt wurde, „Basti“, erwähnt. Er war von allen der munterste, angewendete, mutigste und, den Mangel an Erfahrung abgerechnet, der geschickteste, sowie auch der ausdauerndste. Hölzerlipps selbst, der ungern einem andern den Vorrang in irgend etwas zuliess, erklärte einmal: „Basti ist der härteste von allen. Wenn er als Räuber bis zu seinem 30. Lebensjahr fortgelebt hätte, so wäre Schinderhannes nichts gegen ihn gemein.“

Als Sohn herumsiehender Eltern wurde er in Neckargersheim geboren. Von seinen Eltern sind keine Vergeben bekannt. Er wurde als Schulfreie seiner ausgerechneten Fähigkeit wegen besonders geschätzt, und eine vornehmliche Person nahm sich eben darum seiner an und wollte ihn ein Handwerk lernen lassen. Sein Vater verließ aber damals gerade die Gegend des Odenwaldes, in welcher Basti zur Lehre kommen sollte und beharrte darauf, daß er mit ihm ziehen sollte. Bald jedoch verließ er seinen Vater und schloß sich frühzeitig dem Volk an, bis er auch dieses wieder verließ und allein umherzog. Später kam er mit Andreas Peiry, dem Sohn des berühmten „schwarzen Peters“ zusammen, in dessen Familie dieser Familie aus Heidelberg wurde. Daß die Mitglieder dieser Familie aus Dieben und Räubern bestanden, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden. Basti verband sich mit der Tochter des schwarzen Peters, mit Margarete, deren Verloben alles andere als moralisch einwandfrei war. Von nun an betätigte er sich beinahe an jedem Verbrechen, das von seinen Spießgesellen ausgeführt wurde. Er war noch nicht 18 Jahre alt, als er mit Hölzerlipps zusammen in Wertheim verhaftet und nach Heidelberg transportiert wurde.

Nach seinem Verhör über seine Beteiligung an dem Raubmord bei Laudenbach entließ er aus dem Gefängnis, indem er das runde Fenster seiner Zelle mit einem der Nägel aussoh, dadurch einen spitzen Kloben erhielt, womit er die beiden guten neuen Schlösser seiner Zelle zerbrach, um sich an einem Teil, das er sich aus seinem zerrissenen Leinwand gebrüht hatte, durch die Öffnung seines Fenstergitters auf die Erde herabzulassen. Die Wache schloß sofort nach ihm, hatte ihn jedoch nach seiner Entweichung in den nahen Neckar gefahren und hatte sich unter dem Boden einer Schwimmschule, bis an den Mund im Wasser, mehrere Stunden verborgen gehalten, wobei er seine Verfolger an den beiden Ufern sowie in der Schwimmschule selbst nach ihm suchen sah. Erst nach Mitternacht verließ er, den Neckar zu durchwaten, der damals gerade sehr leicht war. Noch hatte er das fernste Ufer nicht erreicht, als er dort aufgestellte Wachen bemerkte. Er blieb deshalb noch lange Zeit auf einem Felsen im Fluß sitzen und wagte sich erst später unter Lebensgefahr an das Ufer, von wo aus er dem Wald zuflüchtete. Um in seinem Aufzuge weniger aufzufallen, schlüpfte er mit den Beinen in die Hemdsärmel und hielt den unteren Teil des Hemdes oben am Halse mit den Händen an. Zwei Bauern gegenüber, die ihm im Walde begegneten, stellte er sich gelächelt und kumm und schriele nach einander, bis das er in einer entlegenen Wäldle des Gebirges Brot kaufte. Auf die Frage nach seinem sonderbaren Gemüde erklärte er, er hätte sich entleert, um sich von Ungesiefern zu reinigen. Darüber wurde er eingeschlagen. Als er beim Erwachen eine große Schlange auf seinen Kleidern hätte sitzen sehen, wäre er vor Schreden geflohen. Später hätte er dann seine Kleider am vorigen Platze nicht mehr gefunden. Ihm wurde geklaut, während er, sich über die Verächtlichkeit lustig machend, weiterfloh. Am Abend jedoch trifft ihn das Verhängnis. Seine Flucht wurde sofort in der ganzen Umgebung bekannt gemacht und der Preis von 50 Gulden, die auf seine Ergreifung ausgesetzt waren, veranlaßte am Abend ein paar minderjährige Bauern, ihn festzunehmen, worauf er wieder nach Heidelberg gebracht wurde.

Philipp Friedrich Schütz, genannt Manne Friedrich Die Lebensgeschichte dieses Räubers, besonders die seiner Jugend, zeigt Ähnlichkeit mit derjenigen eines traurigen Bild. Seine Eltern, Bauerleute, unweit Koblenz wohnhaft gewesen, waren nach dem Vater, um im Wein mit einigen andern Familien den Tabakbau dort einzuführen. Wenige Jahre nach der Geburt Friedrichs in Koblenz starb der Vater, und die Mutter sah sich genötigt, nach Deutschland zurückzuziehen. Hier war ihr schuldbeladenes Gewissen inzwischen auf Drängen der Gläubiger veräußert worden, ihr selbst geblieben nur noch 3 Gulden 32 Kreuzer. Da sie außerdem nicht mehr in ihrem Heimort geblieben wurde, suchte sie, von Ort zu Ort wandern, auf kümmerliche Weise sich und ihre Kleinen zu ernähren. Bei dieser Gelegenheit erlernte Friedrich bei einem ebenfalls herumziehenden Korb- oder Wannenmacher dessen Handwerk, was ihm auch den Namen Wannen- oder später Manne Friedrich eintrug. Bald suchte er sich einen Gesellen und schloß sich mit dieser der bekannten Räuberbande an.

Er war etwas über 30 Jahre alt, als er, schon ein berühmter Räuber, von Bewohnern des Höllgrundes und Strümpfelbrunn angefangen und nach Zwingenberg eingeleitet wurde. Doch gelang es aus dem tiefen Zorn aus, wurde aber später wieder mit demselben Namen in Danau verhaftet und nach Heidelberg transportiert. Dort seien bereits eine Anzahl der übrigen Räuber, von denen Manne Friedrich bei Gegenüberstellung sofort erkannt wurde. Er selbst weigerte sich, die Verhaftung zu bejahen. Ein gewisser Johannes Goldmann wirkte. Es ist kein Zufall, daß sich gerade die Zeit der Selbstbestimmung von der trockenen Aufzählung abmendet und nach dem Zusammenhang der Dinge fragt. Für die Behandlung aber der Frühgeschichte bedeutet dies, daß auch hier die chronologische Abfolge und die erzählende Form abgesetzt werden durch die Betrachtung, welche die Beziehung eines jeden Fundes zu dem heutigen Dorf als richtungweisenden Gedanken nimmt.

Mit der Darstellung der vorgeschichtlichen Zeitabschnitte und der Einordnung der Funde in sie, ist dem Lande nicht in erster Linie gedient. Es will seine ländliche Welt, seine Heimat, verstehen, und nicht die Begriffe Hallstattzeit oder Latène. Nun darf die vorgeschichtliche Forschung darauf aufmerksam machen, daß sie die Definitivität in diesem Verlangen schon immer gerne unterstellt hat. Gerade weil ihr die öffentliche Anerkennung fehlte, hat sie um diese gerungen, und dazu kam die Notwendigkeit, gegen den Verlust des unerwartet satzungstretenden Fundgutes anzugehen.

Das Thema „Frühgeschichte im Dorf“ stellt den Prähistoriker also vor die Aufgabe, insbesondere durch das Dorf zum Landvolk zu sprechen. Und er muß darauf bedacht sein, demjenigen leitenden Gesichtspunkt Geltung zu verschaffen, welcher die bisher übliche, wenig sagende Aufzählung der Funde in ihrer zeitlichen Abfolge ersetzt durch die Wertung dieses Stoffes hinsichtlich seiner Beziehung zum heutigen Dorf.

Von diesem aus gehen, ergibt sich eine dreifache Fragestellung, die Beziehung nämlich der Funde zum heutigen Dorf, zum heutigen Dorf und zu dem heutigen Dorf.

Wie alt ist das Dorf? Das Dorf fragt danach, wie alt es sei. Jedes Grab und jede Siedelungsspur zeugt von früherer Besiedelung, doch gehört nur ein kleiner Teil unserer Funde zu dem heutigen Dorf.

Ein Großteil dieser Dörfer stammt aus der frühstehtlichen Zeit. Zu ihnen, deren Name zumeist auf die Formen -ingen und -heim ausgeht, gehört lediglich der Weihen- gräberriedhof bei Werwingerzried, der ja auch in der Regel sehr nahe dem heutigen Dorfe liegt und gerne bei Neubauern und in Nebenländern angekauften wird. Diese Friedhöfe verlangen die Geschichte des Dorfes, die sonst erst mit der ersten Namensnennung in den Siedlungsstellen der alten großen Klöster beginnt, nach rückwärts bis in die Zeit ab 450 n. Chr.

Vor diesem Zeitpunkt liegen Völkerwanderung, Römerzert und elgermanische Besitznahme des Odenwaldgebietes, d. h. also Zeiten ständiger Wechsel der politi-

aus Magdeburg zu sein und den Odenwald noch nie gesehen zu haben.

Nun wurde verurteilt, von dem Knaben des Manne Friedrich ein Gefändnis zu erhalten, doch leugnete er beharrlich, den Mann und die Frau, mit denen er nach Heidelberg eingeleitet wurde, zu kennen. Darauf wurde ihm Weis Krämmer, ein Komplik seines Raubs, vorgeführt. Der Knabe verleugnete ihn ebenfalls, obwohl Krämmer der Paie seines jüngsten, erst wenige Monate alten Brüderrhens, das in einer Scheune in Waldenbach zur Welt kam, war. Erst als man mit körperlicher Züchtigung drohte, gelang der Junge, daß seine Mutter ihn angefallen habe, alles hartnäckig zu verleugnen.

Am 8. Juni 1811 ergingen die Gefängnisurteile von Zwingenberg, sowie sieben andere Einwohner aus der dortigen Gegend, wovon zwei bei der Gefängnisnahme mit dabei waren, und behaupteten Manne Friedrich ins Angeführt, ihn als den gefürchteten Räuber zu kennen. Er widerstand ihnen, selbst als alle acht Männer ihre Aussagen gegen ihn mit dem Eide bestätigten. Man wurde der Verhaftung gemacht, von Manne Friedrichs Frau ein Gefändnis zu bekommen. Weis Krämmer's Konfession und Schwiegermutter lanten in ihrer Gegenwart, sei die nämliche Frau, die vor wenigen Wochen zugleich mit der ersten, in Koblenz, in derselben Scheune niedergeboren sei. Auf fortwährendes Zeugnis von ihr, vorgeführt wurde, erklärte sie, die Frau Manne Friedrichs zu sein, daß wegen ihres bisherigen Leugnens um Verzeihung und erklärte, sie habe es tun müssen, denn ihr Mann habe ihr gedroht, er schlag ihr Arme und Beine entzwei, wenn sie die Wahrheit sage.

Jetzt wurde Manne Friedrich wieder selbst verhört. Es wurden ihm nach und nach Weis Krämmer's Frau, deren Mutter, Weis Krämmer selbst und Andreas Bild, ebenfalls einer der Gesellen, vorgeführt. Alle behaupteten, er sei Manne Friedrich. Dieser jedoch behauptete, jeden der freien Dinge. Auch seine Frau trat nun vor und sagte, er wäre ihr Mann. „Das ist nicht wahr, wie kommt sie dazu“, war seine ganz Antwort. Auch den Sohn derselben verleugnete er und schloß lachend das Verhör mit dem Ausrufe: „Da bekomme ich ja allerlei Leute zu sehen.“

In die Einsamkeit der Zelle zurückgeführt, wurme ihn jedoch dieser Austritt. Er fürchtete, wie er in der Folge selbst bekannte, seine Frau möge noch mehr gesagt haben, so daß man ihn überweisen könne. Er ließ sich deshalb einige Tage später zum Verhör melden und gab zu, der zu Zwingenberg entwichene Philipp Friedrich Schütz zu sein.

Veit Krämer

Zu den im Jahre 1812 in Heidelberg abgerichteten Spießgesellen des besonders im Odenwald berühmten Hölzerlipps gehörte auch obengenannter Veit Krämer. Er hatte erst das 22. Lebensjahr erreicht, als ihn das Schicksal der übrigen Räuber traf. Sein Geburtsort war Nienstal im Pfälzischen. Sein Vater, Veit Krämer, genannt Juchterlader, wurde mit Hölzerlipps am 31. Juli 1811 in Heidelberg hingerichtet. Seine rechte Mutter war gestorben, seine Stiefmutter, die ebenfalls mit ihm und Veits jüngsten Bruder sowie dessen Gesellen in Heidelberg inhaftiert war, war die sogenannte Fuhler-Vieh. Beide Frauen, stets muntere Geschöpfe, beschloßen als Wäntelängerinnen die Jahrmärkte zu streifen und das zu verdienen, was Veit entweder nicht verdienen konnte, oder wenn er es verdient hatte, nicht abgab, weil er es ganz oder größtenteils zu vertrinken pflegte. Veit wurde im Gaunertleben und zu diesem erzogen. Er hatte nie einen festen Wohnsitz gehabt. Schon in seinem 15. und 16. Lebensjahr wurde er von seinem Vater zu Einbrüchen mitgenommen und teilte mit diesem die Beute. Wenn er nicht ganz als der verworrenste, ausgemadete Bösewicht erschien, so ist dieses weniger seiner Erziehung und der Mühe, welche sich sein Vater, ihn zum vollendeten Räuber zu erziehen, auszusprechen, als der Eigenartigkeit seines Charakters, welcher zwar ein Uebermaß von unendlichem Leichtsinne, aber auch eine große Gutmütigkeit, oder wenn man lieber will, Schwäche zu enthalten scheint. Er konnte einer ernstlichen Ermahnung nicht lange, einer gütigen freundlichen Behandlung noch weit weniger widerstehen. Seine Gefändnisse waren nicht die Folge

der Furcht, von andern verraten zu werden, sie waren auch nicht ein Erzeugnis der Hoffnung, durch sie seine Strafe zu mildern, denn er glaube, den Tod verdient zu haben und damit befristet zu werden, auch hat er bei seinen Gefändnissen nie daran gedacht, sich eine gelindere Strafe darum zu erbitten; sie wurden vielmehr einzig dadurch hervorgebracht, weil Veit nicht schweigen konnte, sobald man sich mit ihm in ein Gespräch über seine Lebensweise und seine Diebesgenossen einließ. Er wußte, daß er die Gerechtigkeit gefehlt hatte, war aber nicht imstande, das Erbrechen seiner Tat einzusehen und zeigte deshalb auch weder Reue noch den Voratz, sich zu bessern. Dieses erkaufte sich, ohne den Veit in einem häßlicheren Lichte darzustellen, leicht, wenn man bedenkt, daß das, was der Mensch von Jugend an und immer treibt, ihm zur Gewohnheit werde, so daß selbst das Häßliche und Uebelhafteste dieser Art von Beschäftigung nicht mehr auffallen für ihn ist. Was sollte er, der nie etwas gelernt hatte, der nie zu ehrlichen Arbeiten angehalten wurde, ergreifen, wenn er wieder frei von seiner Strafe geworden wäre, und wo hätte man ihn, wenn er wirklich hätte arbeiten wollen, gebildet? Er hätte wieder streifen müssen, und wenn er nicht gewollt hätte, wäre er von seinen Kameraden wieder so weit gebracht worden. Er selbst hatte bei seiner Verhandlung dem Hölzerlipps, welcher erklärte, wenn er wieder frei würde, wolle er ein ehrlicher Mann werden, ganz offen entgegnet: „Wie ist denn das möglich? Wenn du heute loskommst, so „schupp!“ (stichst) du wieder, ehe drei Tage verleben.“ Er liebte übrigens, gleich den anderen, den Branntwein und hat gewöhnlich das, was er durch Strafenraub und Einbruch erwarb, mit seinen Gesellen vertrunken, obwohl er für seine Familie sehr viel Liebe zu haben schien. Nicht weniger als 15 Strafenräubereien und 32 Einbrüche und Diebstähle waren das Strafregister dieses Räubers.

Johann Bauer, genannt der Schefflerer Bube

Als letzten der Hauptvertreter der Räuber, die sich im Odenwald ihre Schlupfwinkel suchten, um von da aus die Nähe und Ferne unsicher zu machen, sei der sogenannte Schefflerer Bube genannt. Bei seiner Ergriffung war er erst 20 Jahre alt. In Oberpfälzener bei Mosbach erklärte er das Licht der Welt. Sein Vater war angelehnt pfälzischer Soldat und so wie seine Mutter ohne Vermögen. Nach dem Tode seines Vaters zog er mit seiner Mutter umher, und später lebte er dieses Leben, als Bettler, allein fort. Er arbeitete von Zeit zu Zeit bei Schiffleuten und Bauern, lehrte aber bald wieder zu seiner gewöhnlichen Lebensweise zurück. Auf seinen Kreuz- und Querzügen als Bettel- Junge wurde er mit falschen Spielern bekannt und zwar mit solchen, welche mit sogenannten tragbaren Waren- lotterien die Märkte besuchten. Diese fanden an ihm einen offenen Kopf und nicht gewöhnliche Vernehmlichkeit und wurden ihm deswegen als Volksumacher an, d. h. er wurde der Vorklage und die Falle für andere, die betrogen werden sollten. Um dieses anzuführen, erklärten er nie öffentlich mit seinen Gesellschaftern, wenn aber diese ihre Lotterien, deren höchste Lose mit Uren, silbernen Köpfeln, Geld usw. besetzt waren, aufgestellt und die Neugierigen beigezogen hatten, und wann sich dann unter diesen ein den Markt besuchender Müller oder Metzger oder Bauer mit strotzender Geldbörse um den Leib einband, oder überhaupt ein rußhaar scheinender Gimpel angefangen war, welcher, noch unentwöhnt vor der Bude stand, dann erschien Johann Bauer als ein gänzlich unbekannter Vorkläger und gaffte mit an. Der Inhaber der Lotterie forderte unter manden anderen auch ihn auf, sein Glück zu probieren. Er zeigte keine Lust, es wurde ihm zugeredet, er verweigerte es handhast. Man bot ihm einen unentgeltlichen Wurf zur Probe an. Er warf mit demselben gerichteten Würfel ziemlich hoch. Nun sollte er den Wurf um Geld wiederholen, er ließ sich überreden, maß, verlor und schimpfte nun. Man stellte ihm vor, daß er nicht stets hoch werfen könne, er solle es noch einmal probieren. Er verlor abermals, schimpfte noch ärger, spielte aber nun freiwillig hügig fort, verlor noch einige Male mit anders eingerichteten Würfeln, bis er endlich plötzlich das höchste oder ein sehr hohes Los mit den ersten Würfeln gewann. Nun erscholl ein allgemeiner Jubel! Das Gewonnene wurde ihm in überhöhtem Preise wieder vom Lotteriedirektor abgekauft. Er wollte fort, wurde aufgefordert, weiterzuspielen, gewann einige Kleinigkeiten, dann plötzlich wieder einige Quatdror auf einen Wurf. Nun waren die Umstehenden gereizt, die Gimpel gingen in die Halle und während sie zu Zuschauern fast gereizt wurden, hatte Bauer den Markt verlassen und fand sich erst des folgenden Tages an einem andern Orte wieder mit seinen Kameraden zusammen, um seinen bedingenen Anteil an der Beute zu empfangen. Diese Lebensgestaltung mußte ihm mit den die Märkte auch besuchenden Gaunern zusammenbringen, und so wurde er denn endlich Dieb und Räuber. Er besaß, wie schon gesagt, viele Veredamtheit, welche er, wie so mancher Redner, gerne anbrachte.

Frühgeschichte im Dorf

Von Prof. C. Wahle, Heidelberg

Die Bedeutung des Dorfbuches steht heute außer jedem Zweifel. Welche Rolle in diesen Dorfbüchern auch der Vorgeschichte zukommen sollte, um möglichst weitreichend einen Anknüpfungspunkt in der Dorfgeschichte zu finden, zeigen die nachstehenden Ausführungen.

Und so betreffen denn die zahlreichen ortsgeschichtlichen Darstellungen, die nach Weltkrieg und Revolution in der Zeit der Selbstbestimmung verfaßt werden, entweder große Dörfer, oder sie entpringen besonderen Umständen. Brauch und Knüller konnten sich mit ihren Vätern über Dudenheim (1893) und Dürren- und Mühlader (1928) an einen großen Preispreis wenden; die Darstellung von Dürren bei Sinsheim schenkte ihr Verfasser Schumacher (1931) seiner Heimatgemeinde, und die Herausgabe des Buches „900 Jahre Stadt Diergrombach“ (1930) ermöglichte der dortige Schloßherr.

In diesen nach ihrer Anlage sehr verschiedenen Darstellungen nimmt die Frühgeschichte eine nicht minder unterschiedliche Stellung ein. Und doch stimmen alle frühgeschichtlichen, von den verschiedensten Verfassern herrührenden Kapitel darin überein, daß die Funde möglichst vollständig aufgezählt und in ihrer zeitlichen Abfolge besprochen werden, daß mehr oder weniger einbringlich versucht wird, sie einem bestimmten Volk oder Volksstamm zuzuweisen, und daß mit einigen Worten über die Christianisierung der Germanen die Ueberleitung zur geschichtlichen Zeit stattfindet, die regelmäßig — und eben so natürlich — mit der ersten urkundlichen Nennung des Ortes beginnt. Ueberall steht die Frühgeschichte am Eingang der geschichtlichen Darstellung, welche den eigentlichen Inhalt dieser Dörferbücher ausmacht.

In unserer Vorstellung vom Dorfbuch nimmt ja der historische Gesichtspunkt einen ganz besonderen Platz ein, und wir sind es auch gewöhnt, daß diese Darstellungen die Form der Erzählung der Ereignisse in ihrer Abfolge wählen. Dies und ist aber etwas ganz anders als Orts- oder Orts- geschichte.

Besondere Aufgabe der Ortskunde ist es, den gegenwärtigen Zustand urkundlich zu erfassen. Der geschichtliche Wert davon wird hier zu einer Voraussetzung unter noch vielen anderen, zu denen insbesondere eine ganze Reihe naturwissenschaftlicher Kapitel gehört. Geschichtliche Vergangenheit und sonstige Faktoren interessieren hier nur soweit, als sie heute irgendwie im Dorfe lebendig fort-

wirken. Es ist kein Zufall, daß sich gerade die Zeit der Selbstbestimmung von der trockenen Aufzählung abmendet und nach dem Zusammenhang der Dinge fragt. Für die Behandlung aber der Frühgeschichte bedeutet dies, daß auch hier die chronologische Abfolge und die erzählende Form abgesetzt werden durch die Betrachtung, welche die Beziehung eines jeden Fundes zu dem heutigen Dorf als richtungweisenden Gedanken nimmt.

Mit der Darstellung der vorgeschichtlichen Zeitabschnitte und der Einordnung der Funde in sie, ist dem Lande nicht in erster Linie gedient. Es will seine ländliche Welt, seine Heimat, verstehen, und nicht die Begriffe Hallstattzeit oder Latène. Nun darf die vorgeschichtliche Forschung darauf aufmerksam machen, daß sie die Definitivität in diesem Verlangen schon immer gerne unterstellt hat. Gerade weil ihr die öffentliche Anerkennung fehlte, hat sie um diese gerungen, und dazu kam die Notwendigkeit, gegen den Verlust des unerwartet satzungstretenden Fundgutes anzugehen.

Das Thema „Frühgeschichte im Dorf“ stellt den Prähistoriker also vor die Aufgabe, insbesondere durch das Dorf zum Landvolk zu sprechen. Und er muß darauf bedacht sein, demjenigen leitenden Gesichtspunkt Geltung zu verschaffen, welcher die bisher übliche, wenig sagende Aufzählung der Funde in ihrer zeitlichen Abfolge ersetzt durch die Wertung dieses Stoffes hinsichtlich seiner Beziehung zum heutigen Dorf.

Von diesem aus gehen, ergibt sich eine dreifache Fragestellung, die Beziehung nämlich der Funde zum heutigen Dorf, zum heutigen Dorf und zu dem heutigen Dorf.

Wie alt ist das Dorf? Das Dorf fragt danach, wie alt es sei. Jedes Grab und jede Siedelungsspur zeugt von früherer Besiedelung, doch gehört nur ein kleiner Teil unserer Funde zu dem heutigen Dorf.

Ein Großteil dieser Dörfer stammt aus der frühstehtlichen Zeit. Zu ihnen, deren Name zumeist auf die Formen -ingen und -heim ausgeht, gehört lediglich der Weihen- gräberriedhof bei Werwingerzried, der ja auch in der Regel sehr nahe dem heutigen Dorfe liegt und gerne bei Neubauern und in Nebenländern angekauften wird. Diese Friedhöfe verlangen die Geschichte des Dorfes, die sonst erst mit der ersten Namensnennung in den Siedlungsstellen der alten großen Klöster beginnt, nach rückwärts bis in die Zeit ab 450 n. Chr.

Vor diesem Zeitpunkt liegen Völkerwanderung, Römerzert und elgermanische Besitznahme des Odenwaldgebietes, d. h. also Zeiten ständiger Wechsel der politi-

wirken. Es ist kein Zufall, daß sich gerade die Zeit der Selbstbestimmung von der trockenen Aufzählung abmendet und nach dem Zusammenhang der Dinge fragt. Für die Behandlung aber der Frühgeschichte bedeutet dies, daß auch hier die chronologische Abfolge und die erzählende Form abgesetzt werden durch die Betrachtung, welche die Beziehung eines jeden Fundes zu dem heutigen Dorf als richtungweisenden Gedanken nimmt.

Mit der Darstellung der vorgeschichtlichen Zeitabschnitte und der Einordnung der Funde in sie, ist dem Lande nicht in erster Linie gedient. Es will seine ländliche Welt, seine Heimat, verstehen, und nicht die Begriffe Hallstattzeit oder Latène. Nun darf die vorgeschichtliche Forschung darauf aufmerksam machen, daß sie die Definitivität in diesem Verlangen schon immer gerne unterstellt hat. Gerade weil ihr die öffentliche Anerkennung fehlte, hat sie um diese gerungen, und dazu kam die Notwendigkeit, gegen den Verlust des unerwartet satzungstretenden Fundgutes anzugehen.

Das Thema „Frühgeschichte im Dorf“ stellt den Prähistoriker also vor die Aufgabe, insbesondere durch das Dorf zum Landvolk zu sprechen. Und er muß darauf bedacht sein, demjenigen leitenden Gesichtspunkt Geltung zu verschaffen, welcher die bisher übliche, wenig sagende Aufzählung der Funde in ihrer zeitlichen Abfolge ersetzt durch die Wertung dieses Stoffes hinsichtlich seiner Beziehung zum heutigen Dorf.

Von diesem aus gehen, ergibt sich eine dreifache Fragestellung, die Beziehung nämlich der Funde zum heutigen Dorf, zum heutigen Dorf und zu dem heutigen Dorf.

Wie alt ist das Dorf? Das Dorf fragt danach, wie alt es sei. Jedes Grab und jede Siedelungsspur zeugt von früherer Besiedelung, doch gehört nur ein kleiner Teil unserer Funde zu dem heutigen Dorf.

Ein Großteil dieser Dörfer stammt aus der frühstehtlichen Zeit. Zu ihnen, deren Name zumeist auf die Formen -ingen und -heim ausgeht, gehört lediglich der Weihen- gräberriedhof bei Werwingerzried, der ja auch in der Regel sehr nahe dem heutigen Dorfe liegt und gerne bei Neubauern und in Nebenländern angekauften wird. Diese Friedhöfe verlangen die Geschichte des Dorfes, die sonst erst mit der ersten Namensnennung in den Siedlungsstellen der alten großen Klöster beginnt, nach rückwärts bis in die Zeit ab 450 n. Chr.

Vor diesem Zeitpunkt liegen Völkerwanderung, Römerzert und elgermanische Besitznahme des Odenwaldgebietes, d. h. also Zeiten ständiger Wechsel der politi-

ischen Verhältnisse. Wir können kaum erwarten, daß eine größere Zahl von Siedelungen diese Jahrhunderte überdauert hat, und in der Zeit ist der Kreis der Befunde, in denen ein Ort in die vorgermanisch-feldische Zeit des Landes zurückverfolgt werden kann, nur sehr klein. In den Beispielen Popidunum (Koblenz) und Karidunum (Barten) gelangt diese Vermittelung der Ortsnamen, während die Fundüberlieferung noch lückenhaft ist.

Minuten liegt das heutige Dorf über römischzeitlichen Baubrümmern oder auch über vorgeschichtlichen Spuren; ersteres ist in Stettfeld bei Ruchfal der Fall, und letzteres a. B. in Wilshand bei Tauberhofsheim. Aber hier wie dort wird ein besonderes Alter des heutigen Ortes doch nur vorgetäuscht, denn beide Ortsnamen gehören erst der deutschen Zeit des Landes an, und es fehlt in beiden Fällen auch an den Zeugnissen ständiger Aufrechterhaltung der betreffenden Siedelung von der Zeit der Funde her.

So wenig wie diese Funde in Stettfeld und Wilshand zum heutigen Dorf in Beziehung stehen, so wenig ist das auch mit denjenigen aus der Römerzeit und den vor Christus liegenden Zeitabschnitten der Fall, welche verstreut in Feld und Wald zutage treten. Doch sagt dieser Stoff sehr viel aus über das Alter der Nutzung der betreffenden Gemarkung wie auch darüber, ob ihr Gelände besonders gerne aufgeschüttet worden ist oder nicht.

Unsere Schwärzwälder und Odenwälder wohnen in einem erst im Mittelalter gerodeten Gebiet; hier kommt also das frühgeschichtliche Kapitel des Dorfbuches meistens überhaupt in Wegfall. Große Teile der Rheinebene und die Kalklandflächen weisen von der Bronze- oder Hallstattzeit an Funde auf, und nur den Vögelgebieten wie auch einigen anderen Räumen mit besonderen Bedingungen ist es vergönnt, die Nutzung des Bodens bis in das 3. Jahrtausend v. Chr. zurückzuführen.

Aber nicht überall, so man nach der in gewissen Umfang zweifellos vorhandenen Gesetzmäßigkeit in der Verteilung der Funde nun solche erwarten sollte, sind sie vorhanden; unsere Fundstellen weisen die Anwesenheit der Forschung ebenso wider wie den Zufall. Mander Bearbeiter eines Dorfbuches wird sich veranlaßt sehen, infolge des Fehlens von Funden in seinem Arbeitsraum die Verhältnisse in den Nachbargemarkungen zu Rate zu ziehen. Aber auch da, wo er genügend Stoff vorzufinden glaubt, hat der Blick über das eigene Arbeitsgebiet hinaus das Gute das er irgendwelche Zufälligkeiten auszuspalten lehr. Steht er die genaue Beobachtung der gesamten Fundbestände, welche die einzelne Dorfmark zu einem Auschnitt aus ihr macht, die Darstellung vertiefen und die Sicherheit des Urteils erhöhen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kunstausstellung 1938

Erster Überblick über die dritte Schau im „Haus der Deutschen Kunst“

Von unserem Münchener Vertreter Walter Talmon-Gros

Heute Vormittag wird im „Haus der Deutschen Kunst“ die „Große deutsche Kunstausstellung 1938“ feierlich eröffnet. Es ist die dritte Schau deutschen Kunstschaffens seit Bestehens des Hauses der Deutschen Kunst in München. Der nachstehende Beitrag unseres ständigen Münchener Vertreters gibt unseren Lesern einen ersten Überblick über die diesjährige Schau.

Wieder sind die Blide aller Künstler und Kunstfreunde Deutschlands nach München gewandt, wo die alljährliche Feierschau des gesamten deutschen Kunstschaffens am Sonntag vom Führer eröffnet wird. Und wenn sich nun die Tore des Hauses der Deutschen Kunst zum dritten Male auf tun, ist die Spannung darauf, wie die im vorigen Jahre aufgezeigte

Kunst nur ein Anfang auf dem Wege zu einer wahren deutschen Kunstbegegnung sein konnte. In den verflochtenen zwölf Monaten hat die deutsche Künstlergemeinschaft Zeit gehabt, eine weitere Strecke auf diesem neuen Wege zurückzulegen. Wie der Direktor des Hauses der Deutschen Kunst, Parteigenosse Karl Koll, bei der Pressevorberichtigung der neuen Aus-

stigen und monumentalen Charakter des Troostischen Baues abzustimmen, hat sich die Ausstellungsleitung die Freiheit genommen, alle Rahmen, die sich nicht harmonisch in das Ausstellungsbild einfügen ließen, durch eigens hierfür geformte zu ersetzen. Auch die — meistens in Gips gegossenen — Plastiken wurden auf Rechnung des Hauses der Deutschen Kunst dunkel getönt und außerdem jeder Sockel genau auf die Plastik abgestimmt, die er trägt.

Der Gesamtaufbau

Der Gesamtaufbau der „Großen Deutschen Kunstausstellung 1938“ gliedert sich folgendermaßen: Der Mittelsaal des Ditttraktes ist wieder den Bildhauern vorbehalten. Um auch hier eine größere Geschlossenheit zu erzielen, hat man keine Delgemälde in ihn aufgenommen, sondern nur die beiden Stirnwände mit einem monumentalen Mosaik und einem Wandbehang belegt. Die beiden Seitenrisse des Ditttraktes beherbergen neben kleineren Plastiken auch Delgemälde. Der Mittelsaal des Westtraktes gehört den repräsentativen Gemälden, die Seitenrisse den weniger umfangreichen Schöpfungen der Maler. Die Graphik ist wieder im nördlichen Teil des Obergeschosses untergebracht, während die oben erwähnten kleinen Delgemälde und Kleinplastiken im Südtteil ausgestellt sind.

Auch einige neue Pläne sollen während der zweiten Sommerausstellung im Haus der Deutschen Kunst verwirklicht werden. So werden diejenigen guten Werke, die aus räumlichen Gründen nicht mehr aufgenommen werden konnten, im Laufe der Ausstellung an Stelle der verkauften Arbeiten noch nachträglich in die große Schau eingereicht werden. Außerdem soll jedes Werk, das im Laufe der Deutschen Kunst verkauft wird, ein Kennzeichen — die Gemälde eine Marke und die Plastiken eine Plombe — erhalten, damit sie auf späteren Ausstellungen des betreffenden Künstlers als Zeugnisse dafür gelten können,



Sepp Hiltz

Nach Feierabend

das ihr Schöpfer zu den Auserwählten gehört, die in der repräsentativen Ausstellung des Reiches vertreten waren.

Direktor Koll, der die Vertreter der in- und ausländischen Presse auf ihrem ersten Rundgang durch die neue Ausstellung begleitete, dankte noch ganz besonders seinen Mitarbeitern, deren fleißigster Arbeit in den letzten Wochen es zu verdanken ist, daß die diesjährige Großschau des deutschen Kunstschaffens rechtzeitig fertig gestellt werden konnte. Um das Hängen und Stellen der Werke hat sich der Bauauftraggeber des Präsidiums der Reichskammer der bildenden Künste, Professor Lebrecht, verdient gemacht.

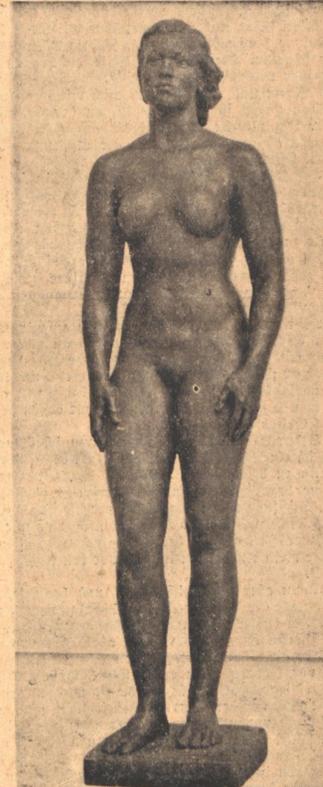
Karlsruhe; Hermann Göhler, Karlsruhe; Wilhelm Hempfing, Karlsruhe; Walter John, Mannheim; Hermann Kupferschmid, Karlsruhe; Heinrich Lotter, Josef Reichenau; Robert Reibheim, Karlsruhe; Wilhelm Sauter, Bruchsal; Georg Sieber, Karlsruhe; Karl Stöhrer, Mannheim; Johannes Thiel, Ebnat bei Freiburg; Hermann Volz, Karlsruhe; Heinrich Witmer, Freiburg und Franz Zureich, Karlsruhe.

Süddeutschland und die Oesterreicher

Als auffallendste Erscheinung der „Großen Deutschen Kunstausstellung 1938“ ist die stärkere Beteiligung der süddeutschen und besonders der Münchener Kunst zu verzeichnen. Mindestens 60 Prozent der Aussteller stammen aus der Stadt der deutschen Kunst und ihrem näheren Ausstrahlungsgebiet. Neben den Münchenern sind es hauptsächlich die zum ersten Male vertretenen Oesterreicher, denen die Steigerung des künstlerischen Niveaus der Ausstellung zu verdanken ist. Die Süddeutschen haben sich den Sinn für die Farbe bewahrt, sie sorgen für eine willkommene Auflockerung des Ausstellungsbildes. Am eindrucksvollsten ist ohne Zweifel wieder die Bildhauerei vertreten; aber auch die Graphik, die schon voriges Jahr vom Führer lobend herausgehoben wurde, hat eine Leistungssteigerung aufzuweisen. Größere Kollektionen haben folgende Künstler ausgestellt: Werner Peiner, der zwanzig hauptsächlich afrikanische Motive darstellende Gemälde zeigt, Raffael Schuster-Woldan (Bildnisse), der Wiener Alexander Rothaug (figürliche Kompositionen), Hermann Gröbl (süddeutsche Landschaften), Constantin Gerhardtinger und Thomas Baumgartner (oberbayerische Bauerngruppen), Max Bergmann (Tierbilder), Anton Müller-Wisjin (Waldlandschaften), der Graphiker Euplermann von Langenweide (Bauern und Landschaften) und der Bildhauer Josef Thorak. Von Adolf Ziegler ist diesmal nur ein Werk zu sehen. Auch der andere Maler, dessen Arbeiten im vorigen Jahr so großes Aufsehen erregten, Max Jaeger, ist nur mit zwei Waldlandschaften vertreten.

Die badischen Künstler

Das Schaffen der badischen Künstler tritt mit den Werken folgender fünfzehn Maler, Graphiker und Bildhauer in Erscheinung: Heinrich Braun, Karlsruhe; Ludwig Dill,



Georg Kolbe

Junges Weib



Gemälde von Wilhelm Hempfing, Karlsruhe

Einle einer neuen deutschen Kunstentwicklung von den Künstlern befolgt wurde, nicht geringer als vor dem ersten „Tag der Deutschen Kunst“, wo alles darauf martete, wie diese neue deutsche Kunst aussehe.

Es war der Sinn der vorjährigen Sommerausstellung, durch einen bewußt scharfen Strich alles Flüchtige, Krankhafte und Entartete in der deutschen Kunst zurückzuweisen zugunsten der ehrlichen und fleißigen Leistung, und allen denjenigen Künstlern, die in den Zeiten des Verfalls ihre Anhänglichkeit mit wirtschaftlicher Not büßen mußten, wieder Mut zu neuem Schaffen zu geben. Der Führer selbst hat darauf hingewiesen, daß die erste große Ausstellung im Haus der Deutschen

Kunstausstellung 1938, konnte bei der Prüfung der 11.000 eingeländeten Werke festgestellt werden, daß sich ihre künstlerische Güte seit dem Vorjahre erheblich gebessert hat. Eine ganze Anzahl von bekannten Künstlern, die aus diesen oder jenen Gründen der Vorjahrsausstellung fern geblieben waren, haben in diesem Jahre ihre besten Arbeiten eingeländt, und schließlich ist es gelungen, rund 100 Künstler mehr als 1937 in der Ausstellung zum Zuge kommen zu lassen. Ohne daß das ruhige Gesamtbild der Ausstellung überladen erscheint, sind rund 300 Arbeiten mehr untergebracht worden. Dies wurde vor allem dadurch erreicht, daß man mehr kleine Delgemälde und Kleinplastiken aufgenommen hat.

Zusammen mit dem Bauauftraggeber des Führers hat die Leitung des Hauses der Deutschen Kunst in wochenlanger Arbeit die eingeländeten 11.000 Werke geiebt. Immer wieder wurden engere Wahlen zusammengestellt bis zum Schlusse etwa zwei- bis dreimal so viel Bilder und Plastiken übrig blieben, als die Ausstellungsräume fassen konnten. Neben den künstlerisch überragenden Werken wurden auch viele Arbeiten aufgenommen, die auf Grund des auf sie verwandten Fleißes über dem Durchschnitt stehen und deren Herausstellung hauptsächlich der wirtschaftlichen Unterstützung der Künstler dienen soll. Selbstverständlich treten unter den neu ausstellenden Malern und Bildhauern besonders die Oesterreicher hervor. Um das Gesamtbild der Ausstellung noch besser auf den zu-



Hermann Volz, Karlsruhe: „Jugend“
Aufnahmen (6) Haus der Deutschen Kunst



Hermann Thiebert

Erbhofbauer



Gemälde von J. P. Junghanns, Düsseldorf

Die abenteuerliche FAHRT

Erzählung von Henry Bleckmann

In die angeregte Gesellschaft eines Freundes, eines Herrn Demopassan, in der auf lustige Art und Weise kleine, anmutige Geschichten erzählt wurden, zwitscherten die Stimme eines sehr jungen Mädchens hinein, das begierig heiter das Thema abenteuerlicher Reiseerlebnisse aufgriff und von harmlosen, beinahe kindlichen Dingen berichtete; von Bekanntschaften mit Männern, stummen und rebellen, an denen sich die Phantasie auf mädchenhafte Weise entzündete. Denn es war im Verlaufe des Gesprächs behauptet worden, wenn ein junges Mädchen von Dresden nach Meissen, oder von Hannover nach Regensburg reise, so erlebe es in noch so knappen Stunden den Inhalt von sieben und einem halben Roman, vorausgesetzt, daß es ein wirkliches junges Mädchen sei.

Indessen war unter den Zuhörerinnen eine, der solche ins Epikische gezogene Gespräche offenbar mißfielen, sie war sehr blaß und hatte tiefe dunkle Augen, die voller Unruhe waren. Ihre Stirn war sehr sorgfältig, aber es hatten sich einige Strahlen feiltlich der Schläfe gelöst, auch sah der Kopf auf einem sehr schmalen, hohen Hals, was ihr etwas abweisend Befremdliches gab, und sie sah auch isoliert ohne eine Nachbarin zur Rechten oder zur Linken auf einem Rundsofa in der Zimmerecke.

Mit hoher Stimme warf sie ihren Protest ins Gespräch. Das erzählende junge Mädchen erstarrte davor und verstumte förmlich, indem es sich hilflos umfas. Der Gastgeber erhob sich, um kleine Gläser mit Pfeffer zu füllen, aber inzwischen sprach die Blasse mit der hohen heftigen Stimme weiter, und sie tat das auf eine Weise, die uns alle fesselte, wenn sie uns auch zunächst durch die Offenbarung eines Selbstbekenntnisses in eine gewisse Verlegenheit versetzte. „Ich bitte, davon Kenntnis zu nehmen“, begann sie, „daß ich verheiratet bin. Ich war die Frau eines wohlhabenden Grundbesizers in Mecklenburg. Mein Mann lernte ich auf ähnliche Weise kennen, wie es hier soeben geschildert wurde, ich fuhr, wie ein junges Mädchen fährt, und mir gegenüber im Abteil sah ein gebräunter, lang ausgehender, ja schöner Mann. Es war auf der schnellen Strecke von Charlottenburg nach Stendal. Ich war neunzehn Jahre alt. Meine Phantasie umspielte den Mann und mich. Ich sah mich mit ihm am Ufer der breiten Havel spazieren gehen, an der ich aufgewachsen war. Ich pflichtete mit ihm die aufgetragenen Weidenkörbe an und führte sie an die Rippen, weil er sie befristet hatte.“

Ich sah mich verschwärmten Auges in seinen Armen ruhen und empfing seinen Kuß, und es war seltsamer, als man es schildern kann, daß ich mich plötzlich tastend in seinen Armen befand. Wie das zugeht, weiß ich nicht mehr zu sagen, er hielt mich jedenfalls in seinen Armen und sah mich lächelnd an. Bald darauf heirateten wir. Ich zog zu ihm auf sein Gut und führte das Leben einer Frau, der großer Besitz gehörte, deren größter aber allein dieser Mann war, den ich liebte.

Aber er verlor bald sein Gefallen an mir. Er fuhr oft nach Berlin, und kam teilnahmslos an mir und meiner beginnenden Vereinfachung für kurze Zeit zurück. Bald schloß er sich wieder in sein Zimmer ein, um lange Telefongespräche zu führen, wobei er lustig und aufgeräumt schien und fuhr auf neue ab. Ich war dessen sicher, daß er eine Geliebte besaß.

Beurteilen Sie mich nicht, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich ein Detektivbüro in der Stadt beauftragte, meinen Mann zu beobachten. Denn es bedurfte nur geringer Mühe, herauszubringen, daß er wirklich eine Geliebte besaß. Ich führte den Scheidungsprozeß schmerzlichen Herzens durch und sah den Mann, den ich nach wie vor liebte, mehrere Jahre nicht, denn ich ging auf Reisen und versuchte mein Unglück zu lindern vor den Schönheiten der Welt.

Dann aber kehrte ich zurück, und benutzte, von Ihnen kommend, die Bahnhöfe von Charlottenburg nach Stendal. Ich fühlte mich auch längst wieder stark genug, den Erinnerungen zu widerstehen, aber es kam doch anders. Als ich die Bäume und Felder vorbeistraf sah, in denen sich vor Jahren mein erstes Glück, mein einziges Glück, widerpiegelt hatte, brach alles Leid wieder hervor, und ich hätte mich vor den Mitreisenden schämen müssen, wenn ich meine hervorbrechenden Tränen nicht rechtzeitig vorbehalten hätte. Ich wickelte mich in meinen Mantel und läuschte am hellen Mittag zu schlafen vor. So fuhr ich lange Zeit, es waren inzwischen Stationen vorbeigeklimmt, auch neue Reisende hatten das Abteil betreten. Verschwommenes Gemüt und traurig über die Ueberwältigung durch die Vergangenheit lästete ich mein einfaches Mantelzelt. Doch ehe ich es auseinander schlug, hörte ich die Stimme der Mitreisenden, die sich unterhielten, und suchte über eine männliche, die ich nur zu genau kannte. Mein Schreck war unbeschreiblich. Es war mein Mann, und er sah mir gegenüber. An der Stelle, an der ich ihn kennengelernt. Es durchfuhr mich rasch der Gedanke, es könnte sogar der gleiche Bahnwagen, das gleiche Abteil sein, denn das Zusammenreffen hatte der Unwahrscheinlichkeit so viele, daß keiner der seltsamen Umstände mehr mich hätte überraschen können. Er war nicht allein. Seine neue Frau, offenbar dieselbe, mit der er mich betrogen hatte, saß neben ihm.

Ich mochte nicht, mich zu bewegen. Durch ein Knopfloch meines Mantels sah ich zu ihm hinüber. Er war so gewinnend wie immer, und ihn hatte die Trennung von mir nicht etwa mitgenommen. Mein Herz schlug heftig, und ich mußte von Zeit zu Zeit den Atem anhalten, um es zu beruhigen. Alles Heberte an mir, und dieses Fieber wurde gesteigert durch die erneuerte Vorstellung meiner Liebe, die nicht enden würde, solange dieses Leben dauert. Wie einst war ich verträumt dem Anblick des Geliebten hingegeben. Verschwärmten Antlitzes ging ich, das junge schuldlose Kind, mit ihm am Havelufer entlang und brach die Weidenkörbe mit ihm. Ich küßte sie, weil seine Hände sie berührt hatten.

Durch das trockene kleine Knopfloch meines Mantels sah ich ihn, wie er sich zu seiner Freundin wandte und ihre Hände freizulassen, wie er verlobt war in sie und wie er sich um sie sorgte. Mit seiner klingenden Stimme erklärte er ihr Dinge der Landtschaft da draußen, und die Frau neigte sich zu ihm in Zärtlichkeit her und berührte seinen Arm. Dann sagte sie leise, indem sie mit einem Kopfnicken zu mir hinüberwies: „Wie ist es nur möglich, daß man an einem solch herrlichen Mittag in dieser Landschaft schlafen kann!“ Sie lächelte lautlos, und auch er verzog den Mund zum

Lächeln. Dann sah er plötzlich unverwandt und in Starre versunken vor sich hin, es war ein blickloses Sehen, und ich fühlte ein aufsteigendes Empfinden von schmerzhaftem Glück, als ich zu bemerken glaubte, daß er in eine ähnliche Erinnerung versunken schien, wie ich selbst. Jetzt kämpfte ich einen schweren Kampf. Ich wollte den Mantel zurückschlagen, ich wollte ihn groß und gutig ansehen. Dann würde er die Augen senken, er würde sie wieder heben, und die alte Liebe würde wieder in ihnen leuchten. Alles würde wieder so sein wie einst, ja er würde mich wieder lieben, wieder lieben. Und ich durfte ich wieder lieben, oh, ich träumte, phantasierte mehr und leidenschaftlicher, entfernter und schmerzlicher als ein junges Mädchen und war doch längst eine Frau, deren Blüte sich wieder geschlossen hatte, weil die Nächte zu kalt und die Tage zu schweißsam geworden waren.

Da aber sah ich die Frau deutlich, ich sah ein feines Angesicht mit mandelförmigen, braunen Augen, eine hohe, glatte Stirn unter dem Kranz zierlicher brauner Locken.

Dann sah ich ihre Hände im Schoße ruhen, schmale, bräunliche Hände, an denen wie auch am Gesicht die Luft der See, der Salzgeruch blau-grünen Wassers zu haften schien, und diese Frau, die ich neidvoll um ihre Schönheit betrachtete, sah den Mann an, den sie liebte und den ich liebte, mit warmen Blicken sah sie ihn an. Und ihn sah ich, daß er diese Augen erkannte, und glücklich unter ihrem süßen Glanz, sah, daß er die Frau an sich und küßte sie. Sie erstarrte. Durch das Abteil zog eine Welle von Glück, die von diesen beiden Menschen ausging, und die Reisenden mochten froh aus dem Fenster schauen haben, denn auch in mir, der Unglücklichen, klang etwas an von der febernden Luft dieser Fahrt mit ihrer Melodie; während meine Tränen mir über die Wangen rannten, lächelte mein Herz, denn ich mußte den Geliebten glücklich.

Ich schlug meinen Mantel nicht zurück. Ich lag so bis 12, wo beide ausstiegen, nachdem sie sich herzlich grüßend verabschiedet hatten von den Mitreisenden. Dann schlug ich das Zelt, das meine Kängge geborgen hatte, auf und

„Oh, wenn Ihr mir keine andere Bedingung stellt“, frohlockte Münchhausen, „dann ist mir Euer Hand sicher!“ Da ließ der Ernst, den das Fräulein bis dahin zur Schau getragen hatte, Maria Louise in Stich. „Ihr nehmt es zu leicht, Baron!“ lachte sie. „Ihr könnt ja nicht aus Eurer Haut. Beweist mir's einmal! Erzählt mir eine Jagdgeschichte, die sich in jedem Punkt an die Wahrheit hält. Vermögt Ihr das? Welche Euch aber, wenn ich Euch auch nur bei der kleinsten Lüge ertappe!“

Münchhausen seufzte abgrundtief und seine Augen baten das Fräulein: „Erlaßt es mir, Maria Louise; es ist doch schwerer, als ich dachte.“ — Dann rückte er sich auf seinem Stuhl zum hundertsten Male zurück, räusperte gewaltig und entgegnete: „Gut. Ich will Euch eine solche Geschichte erzählen. Hört mir zu...“

„Es war vor einigen Jahren, in den Karpathen“, begann er. „Graf Alvensleben hatte mich zur Jagd auf Schwarzwild geladen. Ich kam an einem Sonntag auf seinem Gut an, und schon am nächsten Tage wollten wir zeitig früh auf die Pirsch.“

„Es war noch kaum hell, als wir schweigend dem Forst aufzutraten. Ueber der Straße lagen Morgennebel, es war kalt und irgendetwas unangenehmes Vorgefühl, die Ahnung, daß uns etwas Unerwartetes zustoßen könnte, nahm uns die richtige Jagdmutter.“

„Ihr seid auf Kanonengütern geritten und mit Gänsen über die Dächer geflogen, Baron“, unterbrach ihn das Fräulein spöttisch. „Was könnte Euch schon Peinliches widerfahren? Ihr meinet doch jedes Mißgeschick!“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

„Ihr seid auf Kanonengütern geritten und mit Gänsen über die Dächer geflogen, Baron“, unterbrach ihn das Fräulein spöttisch. „Was könnte Euch schon Peinliches widerfahren? Ihr meinet doch jedes Mißgeschick!“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

„Ihr seid auf Kanonengütern geritten und mit Gänsen über die Dächer geflogen, Baron“, unterbrach ihn das Fräulein spöttisch. „Was könnte Euch schon Peinliches widerfahren? Ihr meinet doch jedes Mißgeschick!“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Wechselder Himmel

Von Friedrich Roth

In den rauschenden Tag steigt die Fanfare des Lichts. Die Schwalben im Blau tanzen leichten Gewichts. Und eine Rose leuchtet wie Blut

da, wo die mächtigen Bäume stehen, wo am Bache die silbernen Wellen gehen und der Libellen schillernde Glut.

Die Wolken kommen und die Wolken ziehen schattend über des Sommers Fülle hin. Ein Herz taucht in unendliche Flut.

fragte sowohl nach der Zeit, wie nach dem Namen der Station. Man gab mir höflich, aber mit einem Unterton von leiser Mißbilligung Auskunft. Ich bemerkte das verdächtige überlegene Lächeln auf den Gesichtern und mußte den Kopf senken. Fast wäre es nun des Abenteurers zwei gewesen, was diese Fahrt mir bot. Ich nahm ein Buch aus meinem Koffer und las zwei Stunden darin, ohne umzublickern.“

Unter Gahneber stand auf und ging leise aus dem Zimmer, während das junge Mädchen, das so zwischendurch erzählten gemerkt hatte, auf die Frau zutra; und ihr impulsiv und erglühend beide Wangen küßte. Dann sahen die beiden Frauen noch lange besammeln, als wären sie längst gute Freundinnen.

Münchhausen freit

Von Otto Violan

Seit ungefähr zwei Wochen wohnte der Freiherr von Münchhausen im Logement „Zum Marksturm“ in der kleinen bayerischen Stadt Rothenburg ob der Tauber und führte hier ein hülles, zurückgezogenes Leben. Das einzige Vergnügen des einst so daseinslustigen Freiherrn bestand darin, daß er weite Ausflüge in die Umgebung unternahm oder durch die engen, winkelfigen Gassen der Stadt schlenderte.

Ja, Münchhausen hatte sich selbst verändert. Es war nicht das Alter, das Münchhausen bedrückte, sondern etwas anderes, das er über Fußstang und Bärenhals, über Renommieren und Populieren seit seines Lebens vergessen hatte: die — Liebe.

Der Freiherr hatte vor etwa einem halben Jahre im Rühringischen das schöne und stolze Fräulein Maria Louise v. Levenhous kennengelernt, und seit dieser Begegnung krankte sein Gemüt. In den vielen Wochen hatte Münchhausen das Fräulein nicht mehr gesehen und nur hie und da war ein Brief von ihm zu ihr oder von dem Fräulein zu ihm geflattert. Vor ungefähr vierzehn Tagen aber war es ihm zu Ohren gekommen, daß das Fräulein, das mit ihrer Mutter in einem böhmischen Bade zur Kur weilte, noch einen kleinen Sejour in Rothenburg zu halten beabsichtige und deshalb war er hierher geeilt. Schon war jedoch eine Woche über die festgesetzte Frist verstrichen, ohne daß er ein Lebenszeichen von den beiden Damen erhalten hatte. Darum ging der Freiherr jetzt in schweren Nöten um.

Eines Morgens waren sie dann aber doch da. Die Pferde der Postkutsche, die sie in die Stadt gebracht, hatten kaum noch zu dem Hofe geschmuppert, den man ihnen nach der langen Fahrt endlich vorgesetzt, als der Freiherr die Ankömmlinge auch schon in ihrer Herberge aufsuchte. Er sah in dem großen, schönen Zimmer beim „Schwan“ dem Fräulein gegenüber und versuchte nach einigem Hin und Wider über die Reise, über den Aufenthalt in dem böhmischen Bade und wie die Kur der Frau Mutter angefallen habe, auf Dinge überzuleiten, die für ihn wichtig und dringend waren.

„Ihr müßt mir eine Frage gestatten, teuerste Maria Louise...“ begann er und rückte dabei, blaß und unruhig, auf seinem Stuhl hin und her.

„Ihr es dieselbe...“ lächelte das Fräulein, „... die Ihr schon hiehermal an mich gerichtet, und auf die ich Euch hiehermal mit einem „Nein“ geantwortet habe?“

„Es ist dieselbe“, gab ihr der Freiherr dumpf zurück. Und kleinmütig fuhr er fort: „Könnt Ihr Euch wirklich unter gar keinen Umständen entschließen, meine — Frau zu werden?“

Das Fräulein erhob sich. „Nein“, erklärte sie, kurz und bestimmt. „Ihr wißt es doch!“

„Es müßte denn das Wunder geschehen, daß Ihr einmal von Euren Fabeln ablasst und vernünftig redet wie andere“, gab ihm Maria Louise zur Antwort.

„Nein“, erklärte sie, kurz und bestimmt. „Ihr wißt es doch!“

„Es müßte denn das Wunder geschehen, daß Ihr einmal von Euren Fabeln ablasst und vernünftig redet wie andere“, gab ihm Maria Louise zur Antwort.

„Nein“, erklärte sie, kurz und bestimmt. „Ihr wißt es doch!“

„Es müßte denn das Wunder geschehen, daß Ihr einmal von Euren Fabeln ablasst und vernünftig redet wie andere“, gab ihm Maria Louise zur Antwort.

„Nein“, erklärte sie, kurz und bestimmt. „Ihr wißt es doch!“

„Es müßte denn das Wunder geschehen, daß Ihr einmal von Euren Fabeln ablasst und vernünftig redet wie andere“, gab ihm Maria Louise zur Antwort.

„Nein“, erklärte sie, kurz und bestimmt. „Ihr wißt es doch!“

„Oh, wenn Ihr mir keine andere Bedingung stellt“, frohlockte Münchhausen, „dann ist mir Euer Hand sicher!“ Da ließ der Ernst, den das Fräulein bis dahin zur Schau getragen hatte, Maria Louise in Stich. „Ihr nehmt es zu leicht, Baron!“ lachte sie. „Ihr könnt ja nicht aus Eurer Haut. Beweist mir's einmal! Erzählt mir eine Jagdgeschichte, die sich in jedem Punkt an die Wahrheit hält. Vermögt Ihr das? Welche Euch aber, wenn ich Euch auch nur bei der kleinsten Lüge ertappe!“

Münchhausen seufzte abgrundtief und seine Augen baten das Fräulein: „Erlaßt es mir, Maria Louise; es ist doch schwerer, als ich dachte.“ — Dann rückte er sich auf seinem Stuhl zum hundertsten Male zurück, räusperte gewaltig und entgegnete: „Gut. Ich will Euch eine solche Geschichte erzählen. Hört mir zu...“

„Es war vor einigen Jahren, in den Karpathen“, begann er. „Graf Alvensleben hatte mich zur Jagd auf Schwarzwild geladen. Ich kam an einem Sonntag auf seinem Gut an, und schon am nächsten Tage wollten wir zeitig früh auf die Pirsch.“

„Es war noch kaum hell, als wir schweigend dem Forst aufzutraten. Ueber der Straße lagen Morgennebel, es war kalt und irgendetwas unangenehmes Vorgefühl, die Ahnung, daß uns etwas Unerwartetes zustoßen könnte, nahm uns die richtige Jagdmutter.“

„Ihr seid auf Kanonengütern geritten und mit Gänsen über die Dächer geflogen, Baron“, unterbrach ihn das Fräulein spöttisch. „Was könnte Euch schon Peinliches widerfahren? Ihr meinet doch jedes Mißgeschick!“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Münchhausen tat, als hätte er den Einwand nicht gehört. „Irgend etwas, Maria Louise, lastete auf uns“, fuhr er fort, „von dem keiner reden wollte; vielleicht war es die Furcht vor einem Fehlschuß oder einer Situation, der wir nicht gewachsen waren, wir mußten es selber nicht. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Der Graf gab den Treibern seine Weisungen, die Jäger zertrümmten sich und wir flogen einen Hang hinauf, wobei mir erst das Weite eines ausgetrockneten Wildbaches überqueren mußten. Rings um uns war es still. Unheimlich still...“

Aus dem Tagebuch eines alten Soldaten

GUTE LEHRE

Bei einem Infanterie-Regiment in A. befand sich vor dem Kriege als Bataillonskommandeur ein Major H., der bei allen Regimenten, angehörten, namentlich aber bei den jungen Leuten außerordentlich beliebt war. Junggeheile, unabhängig, eine richtige Frohnatur, liebte er es außerordentlich, namentlich bei sogenannten „Liebesmählern“, heute besser Kameradschafts-abende genannt, sich unter die Regimentsjugend zu mischen und mit den Fröhlichen fröhlich zu sein, einen tüchtigen Trunk zu tun und nicht jedes offene Wort auf die Waagschale zu legen.

So sah er auch eines Tages, gegen Schluß des Liebesmahles, nachdem die übrigen „Stabsgehänge“ längst heimgegangen waren, in lustigster Laune mitten unter den übermächtigen Leuten, als er plötzlich die kräftige Stimme eines der jüngsten Offiziere vernahm, der offenbar auf eine Aukerung eines Kameraden rief: „Der Major H.“ Der kann...“ und dann kam der bekannte Kernspruch aus dem „Bögg“. Offenbar hatte der durch die Fla-

schengeister benebelte junge Dachs ganz vergessen, daß Major H. in seiner nächsten Nähe saß. Beleidigungsabsicht lag ihm jedenfalls völlig fern, er hatte nur seinem Herz über einen am Morgen erhaltenen Antragszettel nach echter Leutenantsart Luft machen wollen.

Das erkannte natürlich Major H., auch ruhig stand er aber auf sein und empfahl sich mit den Worten: „Es scheint Zeit, daß ich nach Hause gehe, gute Nacht meine Herren!“

Gleich nach ihm gingen auch die Leutenants fort, ägerlich bemüht, den entnervtesten Kameraden ins Bett zu befördern.

Der besam erst am andern Morgen, als er seinen Rauch ausgegessen hatte, zu hören, wie unglücklich er erkrankt war, jetzt aber mit aller Gründlichkeit.

Tief gefnickt zog er sich den besten Dienstanzug an und begab sich um 11 Uhr zum Bataillonsgeschäftsraum — es war Sonntag — um dort seine Entschuldigungsbitte zu Hammen. Wichtig stand auch das Pferd des Majors am Eingang des Kaser-

dem Trieb, bei dem es doch sonst stets laut und lärmend zuing. Stille war um uns, und wir spürten das Blut in unseren Schläfen rauschen. Es war, als ständen wir in einem Zauberfreis, der uns von allem Lebendigen trennte. „Unser Jäger hat der Boden verschluckt, Graf...“ versuchte ich zu scherzen, „oder die Kerle betrinken sich auf einer sonnenwarmen Wiese, indes wir hier auf die Säulen lauern.“ — Mein Gegenüber erwiderte nichts. Er stand, mit einem bleichen, verzerrten Gesicht da, die Lippe schuberte in der Hand, und starrte in das Dunkel des Waldes. „Was ist Euch?“ wollte ich ihn anrufen, aber das Wort erstarb mir auf den Lippen...“

Damit wollte sich Münchhausen vom Stuhl erheben. Fräulein v. Levenhous aber drückte ihn mit sanfter Gewalt nieder. In ihren Augen flimmerte Erregung. Ihre Wangen waren gerötet und ihr Atem ging schneller als sonst. „Nun, und...? Was sah er? Erzählt doch, Baron...“

„Soll ich wirklich?“ lächelte der Freiherr. „Nun denn: aus der Tiefe des Tanns jagte ein seltsames Stüd Doppelwild, wenn ich es so nennen darf, in wahnfinniger Hast auf uns zu. Es war eine wildgewordene Wache, die einen Treiberjungen vor sich her hiehe. Der Junge hatte keine Waffe bei sich und in seiner Todesangst machte er die abenteuerlichsten Sprünge über Baumwurzeln und Steinblöcke, immer aber folgte ihm die Wache, und zwar so dicht, daß jeder Schuß beide, das Wildschwein und den Jungen, treffen mußte. Dabei bestärkten wir in jeder Sekunde, der Junge könne in seiner kopflosen Flucht zu Fall kommen. Ich habe erst nachträglich erfahren, warum der Graf so in Angst war. Sein Herz hing mit besonderer Liebe an diesem Treiberjungen. An seinem Hof befand sich nämlich eine Magd, die Alvensleben über die Maßen gut gefiel, und im Ort ging das Gerüde, der Junge...“

„Nun, Baron — ich verhehe“, wies ihn das Fräulein angeblich zurück. „Sagt mir lieber, was mit dem Jungen geschah?“

„Gut, Maria Louise“, antwortete Münchhausen. „Ich will es Euch gern erzählen. Ich sah nur einen Weg, auf dem man dem unglücklichen Knaben Hilfe bringen konnte — der Freiherr schaute hierbei mit einem ironischen Seitenblick zu dem Fräulein auf — „und zwar mußte man der Wache um den Knaben herum mit einem Schuß befehlen. Aber wie sollte ich das bewerkstelligen? Im Bruchteil einer Sekunde war ich mir darüber klar. Ich hatte einige Kenntnisse aus der Physik noch von der Lateinschule in mein späteres Leben gerettet, das kam mir jetzt zuhatten. Ich sah den Grafen, der noch immer ratlos auf den Jungen starrte und seine Lippe unerschütterlich in der Hand hielt. Ich legte auf den Gemechlauf Alvenslebens an und — schob. Meine Kugel traf den kranken Lauf, prallte ab und — ich gebe zu: ich hatte Glück, denn ich hätte mich auch in einem ruhigeren Augenblick in meiner Berechnung irren können — bohrte sich von der Seite in den Leib der Wache. Gerade in dem Moment, als der Knabe, mehr tot als lebendig, über einen Baumstumpf hüpfte. Hinter ihm fiel das Muttertier loslos zu Boden. Meine Kugel war ihm quer durchs Gehirn gedrungen. Ich hatte Glück, wie gesagt, aber meine Ueberlegung war in diesem Falle die einzig richtige, daß müßt Ihr mir zugeben!“

Münchhausen schwieg. Er sah erwartungsvoll zu Maria Louise auf. Das Fräulein aber hatte sich von dem Schreden, den ihr der Freiherr eingejagt, bereits wieder erholt.

„Nun, und — Euer Versprechen?“ kam es zaghaft von den Lippen Münchhausens.

„Welches Versprechen?“

„Ihr habt gesagt, Ihr würdet meine Frau werden, wenn ich Euch eine Geschichte erzählen würde ohne auch nur ein einziges Mal...“

„Aber Münchhausen!“ entgegnete Fräulein v. Levenhous. „Ihr habt doch auch diesmal gelogen. Ihr wollt mir doch nicht weismachen, daß Ihr diesen Schuß — soauigen um die Ecke — wirklich getan habt?“

„Wenn es im Leben immer nur nach Euerem kalten Verstande ginge, Maria Louise“, antwortete der Freiherr leise, „dann wäre der Knabe rettungslos verloren gewesen. Wäre es Euch wirklich lieber, daß die Wache den Jungen — nach den erbarmungslosen Befehlen der Logik — zerfleischt hätte?“

„Nein“, lächelte Maria Louise. „Ich sehe ein, daß Ihr bei dieser Geschichte vielleicht nur meintwegen eine Unwahrheit saget. Und zum Dank dafür, daß Ihr meine schwachen Nerven so geschont...“

Das Fräulein verstumte. Als sich der Freiherr aber gespannt nach vorne beugte, nahm sie seinen Kopf in die Hände und küßte Münchhausens lägenfrohe, mitleidvolle Lippen.

HAHNENKAMPF auf BALI

Ein seltsames Erlebnis auf der schönsten Insel der Welt

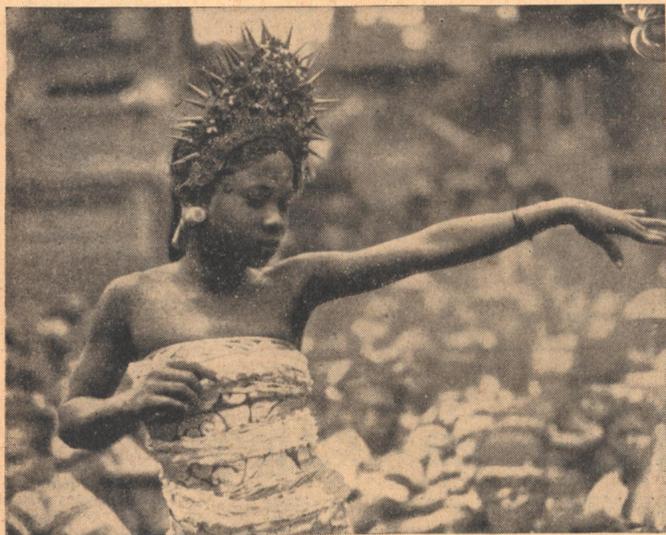
Einige Wochen wollte ich schon auf Bali, dieser Perle der Sundainseln. Hatte Kreuz und quer auf den vorzüglichsten, von den Holländern angelegten Autostraßen die Landschaft

ein, ehe ich von diesem paradiesischen Eiland Abschied nahm. — — — Dem Anak Agoeng, Schattenfürst des wenige Quadratmeilen großen Gebietes „Gian-

einem bunten, japanischen Schirm, nahte ein Priester. Als Schiedsrichter nahm er auf einem mit blutroten Hibiskusblüten geschmückten Boden Platz, vor dem Weichholzschmelze und Berge von Früchten und Reisbüscheln als Opfergaben aufgestellt waren. . . Nachdem er die Kampfhähne mit geweihtem Wasser besprengt und den Göttern des Kampfes gebührend hatte, erschien auch der junge Fürst in bunter Seide, aber barfuß. — alle Bali-Bewohner gehen barfuß —, mit seiner Leibgarde, deren krumme Dolchmesser (Kris) in der Sonne funkelten. Der Schachmeister seiner Hoheit, mit einer wohlgefüllten Kaffete unter dem Arm, hockte neben seinem Herrn nieder. — — —



Zwei Gegner stehen sich gegenüber. An ihren Füßen sind die langen Messer zu sehen. Wenige Minuten später wirbeln zwei Federbündel in der Luft herum, ein Kampf auf Leben und Tod hat begonnen. . . . Aufnahmen: Alfred Heinicke (4)



... eine der hübschen Tänzerinnen bei einem Tempelfest. Das Nationalkleid ist der „sarong“ welches gefällig um den Körper geschlungen Brust und Schultern freiläßt. . . .

lichen, an Abwechslungen reichen Schönheiten genossen, dabei inmitten anmutiger Palmenhaine und hundertjähriger Laubbäume prächtige neue und alte Tempel besuchte und ihre mit Göttern, Dämonen und phantastischen Monstern verzierten Portale, Fassaden und Altäre bewunderte. . . . Auch hatte man mich zu Tempel-Kristallen eingeladen — aber eins fehlte noch, meine Gindrücke von Bali zu vervollständigen: Ich wünschte noch einen wirklichen Hahnenkampf zu sehen bei dem nicht nur kämpfende Hähne Federn lassen, ihr Blut versprechen, sondern auch die von der Leidenschaft des Wetters gepackten Männer ihr Geld, ihre Kleider und Haß und Gut verspielen.

Hahnenkämpfe sind die Leidenschaft der sonst ruhigen und bescheidenen Balinesen, und hätte die holländische Regierung nicht eingegriffen, strenge Verbote erlassen, so säßen die meisten Männer dieser lieblichen Insel hinter Schloß und Riegel. . . . Da aber derartige Volksbräute sich nie ganz unterdrücken lassen, wird bei besonderen Gelegenheiten eine Ausnahme gemacht. Und dieser Anlaß trat

jar“ im Süden Balis, hatte seine Lieblingsfrau den langgeheiraten Erben des kleinen Thrones geschenkt, und die ganze Umgebung von Gianjar feierte das freudige Ereignis mit, um so lieber, da auch zwei Tage der Festwoche für Hahnenkämpfe von den holländischen Behörden freigegeben waren. — — —

Aus allen Richtungen strömte das Volk herbei. Opfergaben trugen Frauen und Mädchen auf ihren Köpfen zum Tempel, und die Männer brachten ihre besten Hähne für die bevorstehenden Wettkämpfe. In schön geflochtenen, weitmaschigen Bambuskörben standen diese bei Sonnenaufgang des ersten Kampftages im Schatten der sonnengeleichen Grasdächer rund um die Arena. Jeder Besucher hockte neben seinen Hähnen. In dichten Reihen standen die weislichen Zuschauer dahinter. Mit mühevollen Schritten, unter

Auf ein Zeichen traten die ersten Gegner mit ihren Hähnen in den Ring. Hoch, sichtbar für jedermann, hielten sie die Tiere empor. Deutlich sah ich die rittermehrerhaften Kampfsporen, die jedem Hahn am linken Fuß befestigt waren. Sofort begann das Wetten. Geld fiel auf Geld! Die einen setzten auf den weißen, die anderen auf den gelben Gockel. Ein zweites Zeichen. Stille! Die Männer mit ihren Hähnen kauerten nieder, streichelten ihre Tiere, sprachen ihnen Mut zu. Beide Kämpen wußten um was es ging! Wütend reckten sie sich die Köpfe entgegen, hackten aufeinander los, ohne sich zu erreichen. Das steigerte ihren Mut. Ihre Kämme schwoilen an,

blutrot standen sie empor! Losgelassen beim nächsten Zeichen, fuhren sie mit gekrümmten Halsfedern, die Köpfe dicht am Boden, aufeinander los. . . . Und jetzt erlebte ich einen Kampf, der mit verbissener Wut auf Leben und Tod ausgetragen wurde. Schnäbel und Füße waren in rasender Bewegung, blitzartig leuchteten die Messer, wenn die Sonne sie traf. Und während noch der erbitterte Zweikampf bald in der Luft bald am Boden sich abspielte, flirrte noch immer das Wetttgeld zu

Boden und bildete ein ansehnliches Häufchen. . . . Augen glühten, der Spielteufel hatte die Menschen gepackt! Federn wirbelten durch die Luft, Flügel schlugen wild umher, hart prallten die Kämpfer aufeinander, überschlugen sich, flatterten wieder empor. . . . jeder suchte von oben den entscheidenden Streich anzubringen. Sekunden nur dauerte der Kampf. Blut färbte die Gefieder. Schon beim fünften heftigen Zusammenprall kam die Entscheidung, einer der Hähne sank zu Boden. Schnell griff ihn sein Besitzer auf — — — zu spät! Und während der Sieger ein heiseres Riferiki ausstößend verlor, verblutete das Leben des anderen. — — —

So folgte Kampf auf Kampf! Große, ganz erstaunliche Beträge wechselten ihre Besitzer. . . . Wer all sein Geld verspielt, setze den wertvollen Kris, seine Kleider; und waren auch diese verloren, dann fielen Schweine, Kühe und anderer Hausrat dieser sinnlosen Spielleidenschaft zum Opfer. . . . selbst das tägliche Brot, den noch auf dem Helm befindenden Reis, hatte mancher verwehrt. — — —

Ununterbrochen gingen die Kämpfe bis zum späten Nachmittag fort, an die 60 Kampfhähne hatte dieser Tag erbeugt. Und als der junge Fürst verschwand, hatte er, wie mit ein holländischer Beamter eräufte, die Summe von 3 000 Gulden verloren. — — —

Das ist die Bekreite der glücklichen Insel und ihrer sonst so vernünftigen und höflichen Bewohner. Der Spielteufel, der alle asiatischen Völker beherrscht, wird auch im Balinesen nie zur Ruhe kommen. Verhungeren tut er nicht, denn die allgütige Natur wirft ihm reichliche Nahrung in den Schoß, und hat sich Spieler erst wieder einige Gulden erspart, kauft er sich bestimmt wieder einen Hahn, um seiner unbewingbaren Leidenschaft zu fröhnen! — — — Alfred Heinicke.



... das Herstellen der prächtig geschnitzten Xylophone, Kesselpauken, Glockenspiele, Zimbeln nimmt Monate in Anspruch. Ein gutes Gamelong-Orchester kostet bis zu 20 000 Gulden. . . .

Wie ich den Kathreiner-Preis gewann

Von Helmuth Hirth

Der schwäbische Pionier der Luftfahrt und geniale Motorenbauer Helmuth Hirth ist dieser Tage gestorben. Wir sind in der Lage, einen ganz außerordentlich lebendigen Bericht zu veröffentlichen, den der Verstorbene über sein Erlebnis mit dem Kathreiner-Preis schrieb. Er gibt ein außerordentlich persönliches Bild von dem bedeutenden Erfinder und Menschen, den Deutschland viel zu früh verloren hat.

Im Jahre 1908 schrieb die Firma Kathreiner's Malakoff-Fabrikanten einen Preis von 50 000 Mark für den Flug München-Berlin aus, zu einer Zeit, als meine selbstgebaute Maschine in Gannath der Vollendung nahe war. Doch es sollten noch drei Jahre vergehen, bevor dieser Preis gewonnen wurde. In meiner Stellung konnte ich es nicht verantworten, über einen Monat am Deutschen Rundflug teilzunehmen und überließ Herrn Vollmoeller die Vertretung unserer Interessen in diesem Wettbewerb, während ich mir in aller Ruhe die Taube, die ich im Ober-rhein-Fluge geflogen hatte, für den Flug München-Berlin umbaute.

Es wurde der erste Vierzylinder-70-PS-Mercedes-Motor eingebaut und eine neue Schraube von Heine in meiner zuvor mit der ersten Karosserie versehenen Taube verwendet. Mangelhaft übermochte ich die Maschine, da die Ausschreibung verlangte, daß nur deutsches Material zum Bau des Flugzeugs verwendet würde, eine Ausnahme machte nur der Bambus, den unsere botanischen Gärten noch nicht in hinreichender Stärke als deutsches Material hervorbrachten. Vor meiner Abreise in Berlin telegraphierte ich noch an meinen Freund Dierlamm, ob er als mein Begleiter mitfliegen wollte. Er kam eine Stunde nach mir in München an. . . . Nachdem wir uns die Ausschreibung nochmal gründlich durchgesehen hatten, entschloß ich mich, abends nach Nürnberg zu starten, da der Start nach Sonnenaufgang, in der Dondung aber vor Sonnenaufgang innerhalb 36 Stunden stattfinden mußte.

Um 6 Uhr waren alle verammelt, und trotz leichtem Regen startete ich. Dierlamm hatte

ein kleines Paket, einen Hut und ihm sonst notwendig erscheinende Gebrauchsgegenstände vorn verpackt. Mit 100 Liter Benzin



Archiv-Bild

und 5 Liter Reserveröl, sowie Karten für uns beide, wollten wir versuchen, Lustlinie zu halten. Doch schon bei Dachau hing es an bellig zu regnen. Nach 10 Minuten hatte ich keinen trockenen Faden am Leibe, und nach 40 Minuten wurde das Flugzeug plötzlich nach oben gerissen. Mit vollaufendem Motor und Tiefensteuer hatte ich in wenigen Sekunden 350 Meter. Obwohl der Motor gerade noch lief, so weit war er gedrosselt, und mit abwärtsgerichteter Maschine, wurde ich in einem Kamin bis auf 500 Meter gerissen, um dann plötzlich heruntergeschleudert zu werden. Nach 15 weiteren Minuten ging der Motor hart zurück, ich hatte gerade noch Zeit, über einen Wald und Steinbruch links

in einen Roggenacker hineinzugehen. Nach zehn Meter Auslauf in dem hohen Getreide stand die Maschine, heil bis auf einen Flügelanlaß.

Ich begrüßte Dierlamm und drückte ihm in einer Art Galgenhumor meine Freude über die glückliche Landung aus. Wir saßen über den Aehren hinweg einen schwarzen Punkt, der sich bewegte und wohl ein Mensch sein mußte, doch sobald wir uns rührten, verschwand auch der Punkt. Der erste, der sich schließlich heranwagte, war der Flurhühner mit geladener Schrotprisse, der erst langsam eintrat, daß er keinen Nietenadler vor sich hatte. Nach dem mühtigen Vorgehen dieses Wintertreibs von Tauberfeld fing der Zuwachs aus dem Dorfe an, bedenklichen Umfang anzunehmen.

Zwischen der oberen und unteren Flächenbepannung hatte sich so viel Wasser gesammelt, daß sich lauter kleine Wasserfälle bildeten. Schließlich mußte ich Löcher in die untere Bepannung stechen, um das Wasser abzulaufen. Der Grund der plötzlichen Notlandung war ein Festfrieren der Auspuffventile, hervorgerufen durch völligen Wassermangel, den ich aber bei dem Regenguß nicht bemerken konnte, kam es doch auf ein paar Dekkoliter mehr oder weniger Wasser nicht an.

Am nächstfolgenden Tage war das Flugzeug wieder klar. Wir zahlten 20 Mark Flurschaden und begaben uns auf eine gemächte Wiefe und starteten nach München zurück, denn laut Ausschreibung durften wir wohl eine Notlandung machen, doch erst 100 Kilometer von München entfernt, und Tauberfeld war nur 94 Kilometer vom Startplatz gelegen. Wir trafen sehr spät in München ein, und als es Nacht wurde, sah Herr Dierlamm zum ersten Male die Auspuffkammern aus den kurzen Röhren schlagen. Er wandte sich um und zeigte mit erschrecktem Gesicht auf die drohenden Feuerzungen. Ich beruhigte ihn mit den Worten: „Gott sei Dank,

hoffentlich hört das nicht auf“ — mitten im Dunkeln erfolgte die Landung ganz nach Gefühl, wir wußten zuerst gar nicht, daß wir schon den Boden berührt hatten.

Am nächsten Tag starteten wir dann kurz vor sieben Uhr. Als wir in die Nähe von Tauberfeld kamen, hat ich Dierlamm, dem Motor die Augen anzuhalten, damit er diesen Platz nicht wiedererbe. Wir überflogen nun herrliches Gebirgsgeleude und erreichten nach zwei Stunden Nürnberg. Schweinau, der vorgeschriebene Landungsplatz, war leicht zu finden. Ich stellte den Motor ab und hörte bis auf 500 Meter das Surren der Leute. Ich wollte den braven Nürnbergern noch einige Kunden und Kurven vorfliegen, aber mir bis auf 50 Meter herunter waren, durchdrangen die etwa 20 000 Menschen den absperrenden Militärzettel. Es blieb nichts anderes übrig, als schnell auf einen noch menschenfreien Fleck aufzusuchen.

Was nun folgte, vergefse ich mein ganzes Leben nicht. Die Tausende strömten mit solcher Wucht heran, daß ich glaubte, sie würden die ganze Maschine hochquettschen. Der Anblick der Menge war unheimlich. Ich konnte nur Köpfe sehen, über denen eine schwarze Staubwolke schwebte. Es erschienen dann 200 Mann Infanterie, die sich die Hände reichten, und dieser farbige Gürtel dauerte sich unter dem Druck der Menge wie ein Gummiband. Wenn ich aufstand, um die Menge zu bitten, zurückzugehen, flogen etliche hundert Mützen in die Luft, und braunende Hurras erklangen. Endlich nahte die Erlösung. Zwei Nürnberger Automobilbesitzer fuhren unter größter Nichtachtung ihrer Wagen voraus, und so war es möglich, den Apparat über die 400 Meter lange Strecke in einhalb Stunden bis zum nahen Kalternhof zu bringen.

Am nächsten Morgen gab ich um 4.20 Uhr bei leichtem Südwind Zeichen, die Maschine hochzulassen. Dieser Start war meine bis dahin größte fliegerische Leistung. Meine schwere Maschine war mit einem Motor ausgerüstet, dessen Propeller die Leistung von 62 PS zuließ. An Bord befanden sich 120 Liter Benzin und 5 Liter Del, große Photokammern und die sonstige Ausrüstung in reichlicher Zahl. Es fanden 350 Meter Anlauf zur Verfügung. Ich mußte aber auf das Publikum und eine Fernsprecheitung achten,



... eine der vielen häßlichen Götzenfiguren in einem Tempelhof von Den Pasar im Süden der Insel. Mit großer Sorgfalt ausgeführt, ist es zu verwundern, daß ständig fromme Eingeborene hier ihre Gebete verrichten.

Zum LACHEN und RATEN

Des Mägdeleins Hoffen

Emma hat einen richtigen Schab. Eines Tages sagte der Schab: „Ich habe heute fürs Militär meinen Lebenslauf schreiben müssen.“ Das Mädchen errietete: „Dast du auch etwas von mir hineingeschrieben?“

Loß der Braffartoffeln

Bei Puffes gab es Braffartoffeln. Der Gast lachte. „Sie sind wie ein guter Setz“, sagte er. „Wirklich?“ „Ja. Sehr trocken.“

Rat

Astronom: „Mittels der großen Teleskope ziehen wir auch sehr ferne Gestirne nahe heran!“ Dame: „Kann das nicht irgendwie für unsere Erde gefährlich werden?“

In der Oper

Der Tenor singt mit schmelzender Stimme: „Die sollst du mich befragen!“ Da sagt Frau Rulike zu ihrem Mann: „Hatte ich dich, Ferdinand? „Wich“ ist jut!“

Neue Bezeichnung

Gutsbesitzer Richtenstein hat eine neue Birne gezüchtet. Er hat sie nach seiner Frau

benannt. Bald darauf liest man im Katalog für neue Obstsorten: „Bertha Richtenstein, dickbauchig und rauhhäutig.“

In vorgeführter Stunde

Herr Meyer kann nicht viel vertragen. Trotzdem trank er mehr als üblich. Als die Tafel aufgehoben war, brachte die Gastgeberin ihre vor kurzem geborene Zwillinge zur Beschäftigung herein. Herr Meyer sah sich das Bündel an und sagte dann mit letzter Energie: „D. was für ein hübsches Kind!“

Freundinnen

„Ich denke, du bist mit Ellen böse?“ „Ich hab mich aber gestern mit ihr verlobt, um zu erfahren, was Hilfe über mich erzählt hat!“

Silbenrätsel

a - a - ba - bam - be - be - bos - burgh - bus - dir - e - e - e - ein - ein - en - fuhr - gi - go - ig - fer - la - leh - lef - leucht - li - li - lis - mit - müs - na - nar - ne - ni - no - nus - po - quar - ra - ra - rant - re - ri - ril - rung - rus - te - tesh - ter - ti - tie - tro - tu - turm - u - soll

Aus diesen 57 Silben sind 18 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden: 1 Planet, 2 Kunstrichtung, 3 Affenart, 4 Stadt in Schottland, 5 erotisches Nahrungsmittel, 6 finanzwirtschaftliche Handelsabgabe, 7 Gymnasialklasse, 8 moderner handwerklicher Beruf, 9 orientalische Wasserpfeife, 10 Geländeform, 11 Sicherheitsbau für die

Schiffahrt, 12 unwissender Mensch, 13 militärische Maßnahme im Krieg und Wandver, 14 Insel in Niederländisch-Indien, 15 Einsiedler, 16 europäisch-asiatische Meerestiere, 17 Schwimmvogel, 18 Negertreihäute.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.

Verschiedene Füße

- m - schwant im Feld.
- s - schlang mir gefüllt.
- b - kommt vom Teilen.
- i - im schwäbischen Land.
- t - hindert das Gehen und gibt festen Stand.

Bitte umschütteln!

Karem, Reich, Rain, Angel, Otter, Gros, Talar, Kaunen, Traß, Streich. Von jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden und zwar derart, daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter eine alte Frucht bezeichnen.

Wer hat richtig erraten?

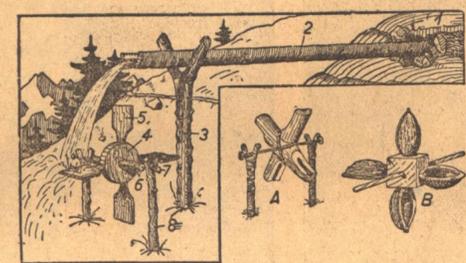
Geographisches Wörterbuch: 1 Ost, 2 Ost, 3 Paris, 4 Gienach, 5 Raunburg, 6 Dagen, 7 Anlara, 8 Gros, 9 Gion, 10 Rannes. — Die Anfangsbuchstaben ergeben: Koblenz. Weiteres Kreuzworträtsel: Waagrecht: Schmitz, Arz, Abu, Spelde. — Senkrecht: Schab, Maus, Dame, Grube. — Diamanträtsel: Panther (Lab, Ranne, Kiste, Heu). — Ergänzungsrätsel: Wald, Bund, Erde, Blut, Ah. — Wanderrätsel.

Unsere Bastecke

Wir bauen kleine Wasserrädchen

Wenn der Sommer ins Land zieht, dann ist es im Freien viel schöner als im Zimmer, nicht bloß zum Spielen, sondern auch zum Basteln. Macht ihr sonntags mit den Eltern einen Ausflug, dann vergeht nicht das Taschengeld, ein paar Nadeln und Schnüre einzustechen, und ihr könnt im Walde bei einem

Nuß das Wasserrädchen. Zunächst müßt ihr aus Rinde ein Scheibchen wie 4 schneiben, das etwa so groß wie ein Dreimarkstück ist. Dieses Scheibchen ist die Wasserradnabe, an welche die Wasserradschaufeln 5 befestigt werden. Um die Schaufeln herzustellen, spaltet man von einem dicken Ast breitbrettartige



Lux-Verlag München

Nußlein nette Sachen basteln, zum Beispiel allerlei Wasserrädchen. Auf der Zeichnung seht ihr ein kleines Wasserradwerk, das in der Bauteilzeichnung im Grünen entworfen. Wollt ihr es nachbauen, dann müßt ihr es so machen: Grabt zunächst ins Erdreich einen kleinen Wassergraben 1, in den ihr vom Bach oder Teich Wasser leitet. Dann beschaftigt euch einen Holunderast, spaltet ihn, kragt das Mark heraus und ihr bekommt so eine feine Wasserrinne 2, durch die ihr das Wasser auf ein kleines Wasserrädchen fließen läßt. Die hochliegende Rinne wird, wie ihr seht, mit einem Gabelast 3 unterstützt.

Die Nebenzuschungen A und B zeigen euch, wie man auf einfache Art auch andere Wasserrädchen basteln kann. Das Wasserrädchen A wird aus zwei kreuzweise überlappenden Aststücken hergestellt. Die Enden der Kreuzschäfte werden mit dem Taschengeldmesser abgeflacht und hierauf durch den Kreuzungspunkt ein Nagel als Achse getrieben. Das Wasserrädchen B ist ein Nußschalenwasserrädchen, bei dem als Schaufeln 4, auf einem Holzstückchen festgeschraubte Nußschalen verwendet werden und so können auf verschiedenste Art kleine Wasserrädchen gebaut werden. Versucht auch selbst, andere Lösungen zu finden!

BRIEFMARKENHECKE

Pioniere der Philatelie

II. Philipp La Menotière von Ferrari

Dieser Name ist ein Begriff für die gesamte internationale Sammlerwelt, steht er doch in vielen Veröffentlichungen unserer Kataloge ständig wieder. Ferrari war der größte Privatphilatelist aller Zeiten. Seine, mit großer Sachkenntnis und ungeheurer Geduld zusammengetragene Sammlung übertraf selbst die berühmte Sammlung des verstorbenen englischen Königs, Georg V., die einen Wert von 6 Millionen Mark repräsentiert und durch seinen Nachfolger fortgesetzt wird, zumal die zukünftige Chronistin Elisabeth sehr viel philatelistisches Verständnis von ihrem Großvater geerbt haben soll. Philipp La Menotière von Ferrari, so hieß der einzige Sohn der bereits 1889 verstorbenen Frau Brigida Sales, Herzogin von Galliera. Sein Vater, oder genauer gesagt sein Stiefvater, war der „Königliche Ingenieur“, der den Hafen von Genoa erbaute, Herzog von Galliera, der seiner Witwe ein gleichfalls königliches Vermögen hinterließ. Ferrari selbst war allem äußeren Prunk abhold, er verstand vielmehr sein nach Millionen zählendes Einkommen in der Gaudiosa zur Bereicherung seiner Sammlungen, nicht nur von Briefmarken, sondern auch von Münzen, Kleinfundstücken. Allerdings sammelte Ferrari zu einer Zeit, als die größten Kostbarkeiten in Briefmarken noch keine „bedeuten“ Preise aufwiesen und mancherlei Wertfässer froh waren, ihre Seltenheiten überhaupt los zu werden. In dieser Zeit machte Ferrari seine Haupterfolge. Er war jedoch klug genug, sich erfahrener Verleger zu bedienen, die bei allen Kenntnissen doch auch hin und wieder von gewissen Seiten hineinlegen wurden. Die Zahl der eigens für ihn „geschaffenen“ Markitäten ist sehr groß. Die

Sammler haben dafür in sehr wichtiger Weise einen treffenden Ausdruck geprägt: „Ferraritäten“, der den bekannten Nagel auf den Kopf trifft.

Der Reichthum Ferraris war den Pariser natürlich nicht unbekannt. Die von Anfang bis zum Ende der Welt immer vorhandenen Namen, in diesem Fall also die Pariser — standen immer in einem bedeutigen Gedränge vor den Türen seines Palastes. Ginter dem Eingangsportale waren zwei Tafeln aufgestellt, die linke war mit guten Speisen, die rechte mit Goldstücken bedeckt. Jeder Besucher wurde gefragt, weshalb er komme, die Mittellosen erhielten je ein Goldstück — die Hungrigen wurden gespeist. Man hat nie gehört, daß mit dieser großzügigen Einrichtung jemals Mißbrauch getrieben wurde, außerdem — kannten die Diener ihre Pappentelmer ...

Wunderlich wie hier, war Ferrari auch in der Aufbewahrung seiner Markenschatze. Er, der sich Schweinslederne, mit Edelsteinen besetzte Albumen hätte leisten können, klebte seine Marken auf einfache Konzeptpapierbogen, die ländelweise in einem Umschlag lagen, etwa, wie wenn ein Schulfeld anfangt. Marken in ein altes Schreibheft zu kleben. Und das alles unter der Aufsicht von zwei Privatsekretären die nur für die Instandhaltung seiner Sammlungen engagiert waren. Diese Aufmachung war es auch, die eine gewisse Unübersichtlichkeit zur Folge hatte, andererseits aber durch das Erdrückende des angesammelten Materials eines einzigen Landes auf dem Besucher wuchtete. Wenn heute einem verständnisvollen Durchschnittsammler zum ersten Male eine noch nie gelesene Markität vorgelegt wird, so freut er sich und ist bestürzt, keine Kenntnisse bereichert zu sehen. Wenn ein großer Sammler endlich — sagen

wir einmal, die letzte runde Markita den anderen dreien hinzusetzen darf, so schwillt sein Herz höher, denn das Ziel vieler Jahre ist erreicht, und sein Ehrgeiz gestillt. Wenn aber einem Besucher der Ferraris-Sammlung (nur ganz wenige haben jemals bescheidene Teile derselben sehen dürfen) ein Markitätenland, wie Britisch Guiana, vorgelegt wird, und er darin nicht weniger wie 27 Stück der blauen 12 cents findet — so schlägt das auch die härtesten philatelistischen Nerven glatt zu Boden. ... Das hohe Wirt im Lebermaß genossen, kanal. Und das ist die Schattenseite einer solchen Mammut-Sammlung.

Ferrari, der durch die trügerischen Handlungen der Franzosen eine bellige Abneigung gegen alles Weltsche erhielt, hatte im Jahre 1885 das Heimatrecht in „Braunau“ und somit



Sonderstempel zur Konstanz Zepplin-Post-Ausstellung 8.-12. Juli 1938. Entworfen von Viktor Scherer-Karlsruhe

das österreichische Staatsbürgerrecht erworben. Belcheiden und anspruchslos hatte er alle Titel abgelegt, eine Last, die damals sehr viel Aufsehen erregte. Aber die Mutter dieses belcheidenen Sohnes bestätigte durch einen offenen Brief seinen Charakterzug. Der letzte gibt sich in seiner Selbstbiographie deutlich zu erkennen, die zugleich ein treues Bild von seiner Anhänglichkeit an Deutschland und seiner Liebe zur Briefmarkenwelt wiedergibt. Ferrari schreibt: „Ich sage Ihnen, daß ich meine Markensammlung schon als junges Kind, in meinem zehnten Jahr begonnen habe, als ich das Glück hatte, auf deutschen Boden zu weilen. Meine erste Markenerie-

Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weisinger, Durlach, Scheffelstraße 7.

Folge 28

10. Juli 1938

Der Bundesleiter des GSB, Otto Zander-Berlin, gestorben

In der Nacht zum 20. Juni 1938 verunglückte bei einer Dienstreise, an der er als Obertruppführer der SA teilnahm, der Leiter des Großdeutschen Schachbundes, Regierungsdirektor Otto Zander; er wurde am 24. Juni in Göttingen zur letzten Ruhe beigesetzt.

Diese erschütternde Nachricht der Leitung des GSB im Bundesorgan kommt für die ganze deutsche Schachwelt sehr überraschend. Das deutsche Schach verliert seinen verdienstvollen Führer in dem Augenblick, als es nach dem überwältigenden Siege gegen Estland und dem glänzenden Siege von Eistafes aus dem Landesverband der Dtsch. einen Höhepunkt wie noch nie erreicht hat.

Otto Zander wurde am 11. August 1886 in Berlin geboren. Er erlernte das Schach während seiner Schulzeit und beteiligte sich als Student erfolgreich an Turnieren in Göttingen und Kiel. Im Weltkrieg kämpfte er tapfer, nahm er nach seiner Rückkehr aus dem Felde sofort wieder an den blutigen Kämpfen in den Straßen Berlins gegen Spartakus teil. Dann gab es für ihn eine Zeit des friedlicheren Kampfes auf den 64 Feldern des Schachbrettes. Als Mitglied der Berliner Schachgesellschaft holte er sich 1920 beim Berliner Kongress im Hauptturnier die deutsche Meisterswürde und beteiligte sich danach mit wechselndem Erfolg in den Meisterschaften von Deutschland 1921 in Hamburg und 1922 in Den Haag sowie in Berliner Meisterschaften. Er war Vorstandsmitglied der Berliner Schachgesellschaft und verfasste deren 100jährige Geschichte zum Jubiläumsjahr 1927. Jahre hindurch leitete er die Monatschrift des Brandenburgischen Schachverbandes, bis ihn 1928 die Sorge um das immer mehr verelendende Vaterland trieb, sich in die braune Armee Adolf Hitlers einzulassen. Als Student an einer Charlottenburger Schule war er nun wegen seiner politischen Betätigung schärfer Verfolgung und Drangsalierung ausgesetzt; er wurde beurlaubt und in ein Disziplinarverfahren verwickelt, aber unbeirrt durchschritt er weiter den ganzen Lebensweg eines Kämpfers für das neue Deutschland. Seine unerschöpfliche Arbeitskraft ließ ihn zahlreiche Pflichten für seine Partei übernehmen, in Hunderten von Versammlungen trat er als Redner für die NSDAP auf. Nach dem Siege Adolf Hitlers fanden seine Leistungen und Fähigkeiten ihre Anerkennung darin, daß er zum kommissarischen Regierungsdirektor beim Oberpräsidium bestellt wurde. Und als nun sein geliebtes Schach in Not und Gefahr kam, als in dem Streit um die Führung die Einzelnen zu streifen drohte, da stellte Zander trotz drückender Belastung mit wichtigen Arbeiten aller Art seine unantastbare Person dem Großdeutschen Schachbund zur Verfügung.

Es sind fast 5 Jahre her, als Zander in der Gründungsversammlung des GSB in Bad Pyrmont am 9. Juli 1933 ein Schreiben bekanntgab, in dem er durch den Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda beauftragt wurde, die Leitung des GSB zu übernehmen.

Was in diesen 5 Jahren für das deutsche Schach getan worden ist, wissen wir alle selbst. Unbeirrbar trat Zander immer für das ein, was er für richtig erkannte hat. Sein letztes Werk war noch die Annahme des Beschlusses auf der Verbandsleitertagung in Berlin, daß der GSB, in das Vereinsregister eingetragen werden solle. Diese Entscheidung ist wenige Tage vor seinem Tode, am 15. Juni 1938, durch das Amtsgericht Berlin vollzogen worden. Damit hat der GSB, Rechtsfähigkeit erlangt.

Der Name Otto Zander wird unvergessen bleiben, solange in Deutschland das Schach noch Pflege und Verständnis findet!

Das internationale Schachturnier in Noordwijk

Eistafes überlegener Sieger

Das Turnier brachte eine große Ueber-raschung, da man allgemein den Erweit-terten, Dr. Cuwe, oder den jugendlichen Keres als Sieger erwartete. Aber gleich zu Beginn des Turniers setzte sich der neue Vertreter Großdeutschlands an die Spitze und gab die Führung nicht mehr ab. In einer schönen Kampfpause konnte er in der letzten Runde noch gegen Dr. Cuwe gewinnen.

Das Endergebnis lautet:
1. Eistafes 7½ Punkte, 2. Keres 6½, 3. Pirz 5½, 4. Dr. Cuwe 5, 5. und 6. Bogat-jubow und Lanban 4½, 7. Sir Thomas 4, 8. P. Schmidt 2½, 9. Spielmann 2½ und 10. Dr. Tartakower 2½.

Spielabende der Karlsruher Vereine:

Schachring Ruppurr, Donnerstag abends, Hotel Bahnpark.

G u r a v l a b e l i t h.

Badens

Filmwirtschaft

in der Statistik

Die steigende Bedeutung des Films als Mittel der Volksbildung hat das Badische Statistische Landesamt veranlaßt, die Lichtspieltheater in den Kreis seiner kulturstatistischen Erhebungen einzubeziehen. Dem Wunsch der Öffentlichkeit, über die Filmwirtschaft in Baden Bescheid zu wissen, ist mit der summarischen Kenntnis der Zahl der Lichtspieltheater nicht Genüge getan. Je größer die Bedeutung des Films als kulturelles Ausdrucksmittel wurde, desto mehr Berechtigung und Pflicht hatte die Statistik, tiefer in alle den Film angehende Fragen einzudringen, soweit das überhaupt an Hand zahlreicher Erhebungen möglich war. Mit einer Zählung im Jahre 1937, deren Ergebnisse in einer ausführlichen Tabelle in dem soeben erschienenen „Statistischen Jahrbuch für das Land Baden“ niedergelegt worden sind, ist damit der Anfang gemacht. Lassen wir die Statistik sprechen!

Im Frühjahr des Jahres 1937 wurden in unserem Gau 142 Lichtspieltheater gezählt. Die Gesamtzahl der darin vorhandenen Sitzplätze betrug 50.967. Seht man die Zahl der Sitzplätze in Beziehung zur Einwohnerzahl Badens, so ergibt sich, daß auf 1000 Einwohner 21 Kino-Sitzplätze entfallen. Die fast gleiche Verhältniszahl (20) wurde vom Statistischen Reichsamt im Jahre 1935 für Baden errechnet. Im Vergleich zu anderen Reichsteilen ist die Platzdichte in Baden nicht sehr groß, denn im Saarland beispielsweise kommen auf 1000 Einwohner 36 Sitzplätze, in Hessen-Nassau und Thüringen 34, in Preußen und Anhalt 28, in Mecklenburg 27 usw. Noch geringer als in Baden ist die Platzdichte in Bayern (18) und Württemberg (14). Im Reichsdurchschnitt kommen auf 1000 Einwohner 27 Sitzplätze. Aus den unterschiedlichen Verhältniszahlen der einzelnen Reichsteile darf man freilich nicht den Schluß ziehen, daß beispielsweise Baden für Kinos noch aufnahmefähig sei. Das wäre falsch, denn der Grad der Aufnahmefähigkeit ist ja in jedem Land nicht gleich groß, sondern wird in der Hauptsache bestimmt durch den Anteil der Stadt- und Landbevölkerung, wobei dann noch die regionalen Unterschiede der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Einflüsse eine Rolle spielen.

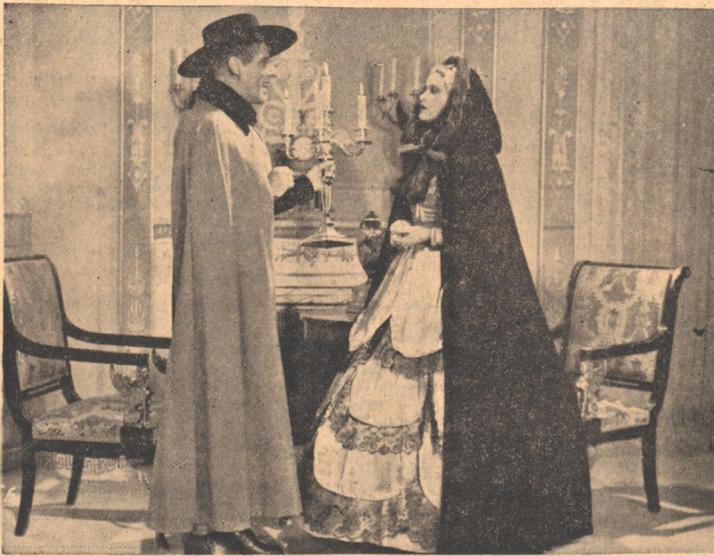
Die Einwirkung von Stadt und Land auf die Intensität der Filmwirtschaft läßt sich übrigens zahlenmäßig leicht feststellen. So entfallen von den 142 Lichtspieltheatern in Baden allein 50 auf die Städte Mannheim, Karlsruhe, Freiburg, Heidelberg, Pforzheim, Konstanz und Baden-Baden. Diese 50 Lichtspieltheater haben noch eine etwas größere Gesamtzahl von Sitzplätzen (25.594) als die übrigen 92 badischen Lichtspieltheater (25.373 Sitzplätze). Die Zahl der Spieltage im Jahre 1936 betrug in den Kinos der oben genannten sieben Städte 15.547, in den Kinos des übrigen Landes dagegen 13.995. Mehr noch als diese Zahlen lagen aber die Zahl der Vorstellungen und die Zahl der abgegebenen Eintrittskarten. In den sieben Städten betrug die Zahl der Vorstellungen im Jahre 1936 insgesamt 49.262, sonst in Baden 21.994; an Eintrittskarten wurden im Jahre 1936 in den sieben Städten fast 6 Millionen Stück abgegeben, sonst in Baden dagegen nur 1 1/2 Millionen!

Von den Lichtspieltheatern in den 7 größten Städten Badens (50) entfallen allein 20 auf die Stadt Mannheim, in weitem Abstand folgt dann Karlsruhe mit 10, Heidelberg mit 6, Freiburg und Pforzheim mit je 4 und Konstanz und Baden-Baden mit je 3 Lichtspieltheatern. Von der Häufigkeit der Kinovorführungen in den beiden Großstädten Mannheim und Karlsruhe erhält man einen Begriff, wenn man sich vorstellt, daß die Zahl der Vorstellungen in diesen beiden Städten (23.000) im Jahre 1936 noch um einige Tausend größer war als die Gesamtzahl der Vorstellungen in den 5 übrigen großen Städten (20.256) oder daß sie auch noch um Tausend größer war als die Gesamtzahl der Vorstellungen im Land Baden ohne die in den 7 größten Städten (21.994).

Das Badische Statistische Landesamt hat versucht, an Hand des Erhebungsmaterials der vorjährigen Lichtspieltheaterzählungen die sogenannten Raumausnutzungsziffer für die Lichtspieltheater zu errechnen, d. h. festzustellen, wieviel von 100 vorhandenen Sitzplätzen im Jahre 1936 durchschnittlich je Lichtspieltheater in einer Vorstellung besetzt waren. Dabei hat sich folgendes ergeben: Die höchste Raumausnutzungsziffer wurde in Mannheim mit 30 besetzt von 100 vorhandenen Sitzplätzen festgesetzt, in Konstanz und Freiburg betrug die Raumausnutzungsziffer nur 28, in Heidelberg 25, in Karlsruhe 24 und in Baden-Baden nur 23. Lediglich Pforzheim hat mit 30 die gleiche Raumausnutzung wie Mannheim. Die Geringfügigkeit dieser Ziffern in sämtlichen badischen Städten erklärt sich daraus, daß die Lichtspieltheater ja nicht nur die meiste Zeit gut besuchten Abendvorstellungen abhalten, sondern auch jeden Tag mehrere Nachmittagsvorstellungen, die erhaltungsgemäß aus Zeitmangel des Kinopublikums verhältnismäßig wenig besucht werden. Wie sich die Häufigkeit der Spieltage in den sieben größten Städten Badens einerseits und sonst in Baden andererseits gestaltet, lassen folgende Zahlen ersehen: Von den 50 Lichtspieltheatern in den sieben Städten spielen 70 Prozent täglich, 16 Prozent mehrmals wöchentlich jedoch nicht täglich und 14 Prozent nur während eines Teils des Jahres. Dagegen spielen von den 92 Lichtspieltheatern sonst in Baden nur 20 Prozent täglich, 38 Prozent mehrmals wöchentlich, jedoch nicht täglich und 39 Prozent nur während eines Teils des Jahres.

Trägt man die 142 badischen Lichtspieltheater nach ihrem Standort in eine Karte von Baden ein, dann zeigt sich, daß sich die Lichtspieltheater in erster Linie in der Nordwestecke unseres Gau's, also in der Gegend in und um Mannheim und Heidelberg, häufen, danach in der Gegend in und um Karlsruhe und Pforzheim und anschließend daran in der Rheinebene entlang der großen Verkehrsstraße bis hinab nach Freiburg. In allen übrigen Gegenden unseres Landes trifft man Lichtspieltheater nur vereinzelt an, manche Landstriche haben auf weite Strecken überhaupt keine Kinos. Im Nordosten unseres Landes beispielsweise, nämlich in den Bezirken Buchen und Tauberbischofsheim, gibt es nur drei Lichtspieltheater (Buchen, Tauberbischofsheim und Gaudern), im Südosten, also in den Bezirken Staddach und Heberlingen nur vier Lichtspieltheater (Stetten a. L. M., Pfullendorf, Heberlingen und Meersburg). Hier und anderswo auf dem platten Lande ist es aus Rentabilitätsgründen für einen Geschäftsmann nicht möglich, ein Lichtspieltheater zu errichten.

Es wird daher durch die Gau filmstelle der NSDAP, einer Notwendigkeit Rechnung getragen, wenn mit 18 Filmwagen der Schwarzwald und Oberrhein, das Bauland, die Seegegend, überhaupt alle entlegenen Gebiete unseres Landes bereist werden, um durch die Vorführung guter Filme die Landbevölkerung zu unterhalten und zu bilden. Die Bedeutung dieser Tätigkeit der Gau filmstelle ergibt sich daraus, daß z. B. im Jahre 1936 in Gemeinden ohne ortsfeste Lichtspieltheater insgesamt 4751 Filmveranstaltungen für Erwachsene und Jugendliche (einschließlich Schulpflichtveranstaltungen mit der staatlichen Landesbildstelle) mit Wanderton-Apparaturen durchgeführt wurden. Weit mehr als eine halbe Million Menschen (genau 626.688) kamen dadurch in den Genuß, sich an staatspolitisch und kulturell wertvollen Filmen zu erfreuen. Dr. W. Vogelsang.



Gustav Gründgens und Sybille Schmitz als Liebespaar
Szene aus dem großen historischen Film „Tanz auf dem Vulkan“



Willi Birgels neueste Rolle — Mit Rohma Bahn in einer
Szene des Films „Der Fall Deruga“



Ein grazioses Tanzpaar stellen Ursula
Deinert und Werner Scharf in dem
Film „Mordsache Holm“ dar



Carmen im Film!
Die berühmte spanische Schauspielerin und Tänzerin
Imperio Argentina als Carmen und Friedrich Benfer als
Don José in einem Ufa-Film „Andalusische Nächte“



Wiedersehen mit Luise Ullrich — „Der Tag nach der Scheidung“ heißt ihr neuer Film



Curt Goetz auf der Leinwand
Der bekannte Theaterautor und Schauspieler in der
Hauptrolle seines ersten Filmstüchspiels „Napoleon ist
an allem Schuld“
Aufnahmen: Tobis (5) Ufa, Terra, Presse-Hoffmann